Friedrich Schlegel und das Judentum

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians
Universität zu München

vorgelegt von
Paul Busch
aus Wanne-Eickel

Buch- und Kunstdruckerei Wilh. Postberg, Bottrop i. W.

1939

Referent: Professor Dr. Karl Alexander von Müller.

Tag der mündlichen Prüfung: 30. Juni 1938.

Inhaltsverzeichnis.

Deutschland gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Wenn wir hier von der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts als von einer Zeit der Krise sprechen, dann müssen wir zunächst eine Einschränkung machen, denn nicht alle Schichten des Volkes waren dieser Erscheinung verfallen. Dies zeigen uns schon deutlich die Widerstände, welche sich von Anfang an gegen die Fremdherrschaft erhoben, und das erkennen wir vor allem bei Betrachtung der begeisternden Volkserhebung des Jahres 1813. In den bürgerlichen und gebildeten Ständen aber waren Zirkel entstanden, in denen sich eine Halt- und Bindungslosigkeit deutlich bemerkbar machte. Erst unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft fanden diese Kreise den Weg, der eine Erneuerung ermöglichte. Die Ideen aber, die diesen kennzeichneten, waren da schon durchsetzt von den Geistesprodukten einer vorauslaufenden Zeit der inneren Unsicherheit. Und so führte dieser Weg nur bis zur äußeren Freiheit, während die Kräfte zu ihrer Gestaltung versagten.

Betrachten wir nun die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dann fällt uns vor allen Dingen auf, daß, wie alle anderen Schichten des Volkes, auch der größte Teil der Gebildeten, soweit dieser nicht vom Staate mit Aufgaben betraut war, den politischen Ereignissen des eigenen Landes fast teilnahmslos gegenüber stand. Wohl versuchte man von der Philosophie aus, Notwendigkeit und idealste Form eines zukünftigen Staates zu begründen, aber diese Bestrebungen blieben völlig in der Theorie stecken. Zum Teil beruhte dies auf der Unmöglichkeit, politisch irgendwie wirksam eingreifen zu können. Hinzu kommt aber noch, daß der damalige politische Zustand in Deutschland weder Anregungen noch irgendwelchen Anreiz zu einer politischen Tätigkeit zu bieten vermochte, denn wie sah dieses Deutschland damals aus? Das Reich war nur mehr ein Begriff, dem jegliche Realität fehlte. Es war zerrissen in eine unendliche Zahl von kleinen Einzelstaaten und nur dem Namen nach stand an seiner Spitze der Kaiser. Kaiserwahl und Kaiserkrönung waren Dinge, die ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet waren und ihren Sinn nur noch dadurch erhielten, daß eine tausendjährige Tradition hinter ihnen stand. Wie entwertet sie waren, zeigt uns eine Stelle aus der Instruktion des preußischen Botschafters bei der Kaiserwahl und Kaiserkrönung Leopold II. 1790. Dort heißt es: „Da Wir es unter Unserer Würde finden, die in der Goldenen Bulle vorgeschriebenen und herkömmlichen Erzkämmerer-Verrichtungen durch unseren ersten Wahlbotschafter vollbringen zu lassen, so wollen Wir . . .“[1]) Dies „unter Unserer Würde“ kennzeichnet die Stellung der Fürsten zum Reich. Ein anderes Beispiel möge die Situation noch beleuchten. Im Gegensatz zu der traditionsgebundenen Haltung Goethes schilderte ein Zeitgenosse die Kaiserkrönung im Jahre 1790 mit folgenden zynischen Worten: „Der Kaiserornat sah aus, als wär' er auf dem Trödelmarkt zusammengekauft, die

Kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselsteinen und Glasscherben besetzt, auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Zeremonien nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhle herab und hinauf, hinauf und herab, sich ankleiden und auskleiden, anschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possierlichsten war es, als eine Bischofsmütze im lieblichsten Nasenton und lateinisch zur Orgel hinauf intonierte, ob sie nun wirklich den Serenissimum Dominum Leopoldum wollten in regem suum habere, worauf der bejahende Chorregent gewaltig mit dem Kopfe schüttelte, seinen Fiedelbogen gräulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfrauen und Singknaben aber im höchsten Diskant herunterriefen: fiat! fiat! fiat! Sowie also von der Seite dieser kleinen Herrschaften nichts mehr entgegen zu stehen schien, ging's nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, von der Empore aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Haderipump! Haderipump! Pump! Pump!"[2])

Die Staatsgewalt lag damals bei den Einzelstaaten. Diese Staaten wachten eifersüchtig über ihre Rechte und suchten sie zu vermehren. Bei jeder Kaiserwahl ging ein Teil der noch vorhandenen Bindungen an das Reich verloren. Diesen Staaten sind aber auch die Leistungen zuzuschreiben, soweit damals welche vollbracht worden sind. „Kein Zweifel", so schreibt Karl Alexander von Müller[3]) von dieser Zeit, „daß in diesen Einzelstaaten damals die eigentliche unverwüstliche Kraft unseres Volkes lebte. Heeresstärke und Waffenruhm, Rechtsschutz und Verwaltung, bürgerliche Tätigkeit und Wohlfahrt, Pflege des geistigen Lebens und der Kunst, wozu das Reich sich unfähig erwies, das hatten sie an sich genommen — nur daß das Ganze keinen Segen davon hatte. Seit langem waren sie gegenüber jener verfallenden mittelalterlichen Gewalt die Träger der neuen modernen Staatsgedanken — aber auch diese verrieselten und verfilzten sich in der kleinlichen Enge dieser Zersplitterung. Zwei davon, Österreich und Preußen hatten sich zu selbständigen europäischen Großmächten emporgeschwungen — aber nur um durch ihre Nebenbuhlerschaft die Gesamtheit desto tiefer zu zerreißen. Und wer beschreibt das wirre Durcheinander all der anderen hinter ihnen, von Bayern, Sachsen und Hannover bis hinunter zu den selbständigen reichsunmittelbaren Gemeinwesen von Bopfingen und Giengen — alle Gegensätze der Lage, der Stämme, der Bekenntnisse, der Dynastien, der ständischen Schichtungen, schließlich des auswärtigen Einflusses bis ins Duodez ausgeprägt: ein warnendes Musterbeispiel wiederum, bis zu welchem Gipfel der Zerrissenheit deutsche Zersplitterung es zu bringen vermag. Man stelle sich nur einmal, um wenigstens ein tatsächliches Beispiel zu geben, die Truppen des schwäbischen Reichskreises am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vor, die tropfenweise von 4 geistlichen und 14 weltlichen Fürsten, 14 Prälaten, 4 Äbtissinnen, einigen 30 Grafen und Herren und abermals etwa 30 Reichsstädten zusammengeholt werden mußten. Bei einer Kompanie davon stellte Gmünd den Hauptmann, Rottweil den ersten, die Äbtissin von Rotenmünster

ernannte den zweiten Leutnant, der Abt von Gengenbach den Fähnrich. Jedes Kontingent aber hatte seine eigene Art der Verpflegung, der Bezahlung, der Uniformierung, der Ausrüstung. Das Kaliber war so mannigfaltig, daß in der Schlacht von Roßbach von hundert Reichsflinten kaum zwanzig Feuer gaben." Daß diese Zersplitterung in der deutschen Staatenwelt wirklich kein Anreiz sein konnte, sich in einer volksgebundenen Gedankenwelt zu halten, ist wohl klar ersichtlich. So bauten sich viele der besten deutschen Köpfe eine Welt des Geistes über aller staats- und volksgebundenen Wirklichkeit. Von hier aus ist es auch zu begreifen, wenn Schiller das vaterländische Interesse dem weltbürgerlichen unterordnete. „Jenes", so schrieb er am 13. Oktober 1789 an Körner, „ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt . . . Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Wohl lebte in einzelnen Staaten und hier vor allem in kleinbürgerlichen Kreisen eine Form der Vaterlandsliebe, die wir am besten mit dem Worte Patriotismus kennzeichnen können. Dieser äußerte sich in einer starken Anhänglichkeit gegenüber den Herrscherhäusern, führte aber ebenfalls nur wieder dazu, daß auch die Bevölkerung in den kleineren Staaten mit starkem Mißtrauen auf Preußen und Österreich schaute, von denen sie eine Gefährdung ihrer Eigenstaatlichkeit befürchtete. Er trug also nur zur Verschärfung der Zerrissenheit bei, die durch den Gegensatz der beiden Großmächte schon stark genug war, und das gerade zu einer Zeit, in der es darauf ankam, alle Kräfte zusammenzufassen. Andererseits aber müssen wir zugestehen, daß diese Liebe zu dem Herrscherhaus der nationalen Begeisterung während der Freiheitskriege vor allem in Preußen einen großen Auftrieb gab. Wir brauchen hier nur auf die fast legendäre Gestalt der Königin Luise hinzuweisen.

Welchen Widerhall aber der Gedanke des Weltbürgertums und der sich damit verbindenden Ideen der französischen Revolution damals in Deutschland fanden, das zeigen uns die zahlreichen Flug- und Zeitschriften, die zu Beginn der neunziger Jahre zu ihrer Verbreitung beizutragen suchten. So schloß z. B. der preußische Edelmann Eduard von Clauer eine Nachschrift zu seinem Aufsatze „Auch etwas über das Recht der Menschheit" voller Begeisterung mit den Worten: „O ihr edeln, erhabenen Franzosen, nicht euer Freiheitsamphitheater und euer marmorner Altar, den ihr der Huldgöttin Freiheit auf dem Pariser Marsfelde aufzurichten willens seid, sondern das Andenken aller itzigen und künftigen Generationen von Kamtschatka bis nach Otaheiti und von Tibet bis nach Lappland an euer schönes Meisterwerk verewigen eure großen Taten, die ihr mit unauslöschlichen Flammen in alle edlen Herzen eingegraben habt!"[4]) Um tätigen Anteil an der Entwicklung und Durchführung der revolutionären Ideen nehmen zu können, begab sich Clauer nach Straßburg. Als ein Opfer der Schreckensherrschaft endete er im Kerker von Dijon.

Clauer war nicht der einzige Deutsche, der voller Begeisterung seine Kräfte in den Dienst der französischen Revolution stellte. Von den vielen anderen sei hier noch die Persönlichkeit Georg Forsters herausgegriffen. Schon in jungen Jahren hatte er an der Cookschen Weltreise teilgenommen und war schließlich 1788 Oberbibliothekar in Mainz geworden. Mit immer stärkerer Sympathie verfolgte er die Vorgänge in Frankreich und ging darin schließlich so weit, daß er nach der am 21. Oktober 1792 erfolgten Besetzung der Stadt durch die Franzosen, am 15. November eine Rede über die dauernde Zugehörigkeit der Rheinlande zur neuen französischen Republik hielt. Er wurde Vizepräsident der provisorischen Generalversammlung und ging am 25. März 1793 als Deputierter nach Paris, wo er am 10. März des folgenden Jahres einem schweren Gichtanfall erlag. Bis zu seinem Ende glaubte er an die Möglichkeit einer Vereinigung der deutschen Rheinlande mit der französischen Republik und arbeitete darauf hin, weil er trotz der Enttäuschungen, die die Schreckensherrschaft und andere Ereignisse für ihn bedeuteten, dennoch in der französischen Revolution die Verwirklichung eines großen Menschheitsideals sah.

Haben wir aber an Georg Forster noch das konsequente Eintreten für seine Ideen zu achten, für Ideen zwar, die die natürlichen Grundlagen vollkommen übersahen, so zeigen uns die übrigen Vorgänge in Mainz ein Bild des Verfalles und der Charakterlosigkeit. Einige Stellen aus Briefen von Caroline Böhmer, der späteren Gattin August Wilhelm Schlegels, an F. L. W. Meyer mögen diese Ereignisse beleuchten. So schrieb sie am 17. Oktober 1792 aus Mainz, also wenige Tage vor der Besetzung der Stadt durch die Franzosen: „Die Post drängt mich — drum kann ich Ihnen von unserer bisherigen und jetzigen Lage nichts erzählen — leider sind wir nicht weggenommen worden — bis Worms drang Custine vor, und hat sich jetzt bei Speyer verschanzt, um zu verhüten, daß sich die Preußen nicht hinziehen, deren Armee in einem pitoyablen Zustand ist und sich allenthalben zurückzieht . . . Voreilige Demokraten haben schon an dem Tage, wo ein betrunkener Husar, der eine Herde Kühe gesehen hatte, mit der Nachricht in die Stadt sprengte, daß die Franzosen in Oppenheim wären — wo Schreckschüsse geschahen, und die Stadt nicht zu Bett ging — das Ende des Kurfürstentums vor Augen gesehen, und die dreifache Kokarde — in der Tasche getragen — daß das alberne Leut waren, die nicht zu meinen Freunden gehörten, versteht sich. Wir hatten gar keine Besatzung — die paar Reichstruppen liefen weg — die Bürger zogen auf die Wache und wollten steif und fest verteidigen bis diese Gueux gekommen wären. Der sämtliche Adel ist geflüchtet — der Schrecken war unbeschreiblich und hat wie gewöhnlich die drolligsten Wirkungen bei tapferen Personnagen, z. B. bei dem Gesandten eines königlichen Hofes, hervorgebracht. Es waren so wenig Menschen zurückgeblieben — daß alle Geschäfte stockten — nur zwei Ärzte unter anderem. Auch in Frankfurt flüchtete man und die Deputation, die mit 200 000 Fl. dem Feind entgegen gehn sollte, hatte sich versammelt — die Wägen standen angespannt vor dem Rathaus und hatten die drei Farben"[5]). Zehn Tage später, am 27. Oktober, konnte sie schon von der Herrschaft des französischen Generals Custine in Mainz berichten: „Welch ein Wechsel seit 8 Tagen — General Custine wohnt im Schloß des Kurfürsten von Mainz — in seinem Prachtsaal versammelt sich der deutsche

Jakobinerklub — die National-Kokarden wimmeln auf den Gassen. — Die fremden Töne, die der Freiheit fluchten, stimmen vivre libre ou mourir an . . . Frankreich ist geräumt, Longwy und Verdun zurückgegeben — die Belagerung von Lille aufgehoben — Montesquieu und Custine ohne Blutvergießen siegreich — und was noch mehr wie alles freut, die Marats in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt. Ich glaube jetzt dort — hier kann man sich des Spotts nicht erwehren — man macht Projekte — man haranguiert — gestikuliert nach 4 Weltgegenden hin — will das Volk aufklären. Ein Werkzeug ist mein Schwager George Böhmer, der seine Professur in Worms aufgegeben hat und so was von Sekretär bei Custine ist. Mir sank das Herz, wie ich den Menschen sah, — o weh — wollt und könnt Ihr den brauchen? aber wen kann man nicht brauchen? Die sich bei solchen Gelegenheiten vordrängen, sind nie die besten . . . Kaum 4 Monat sind es, wie sich das Concert des Puissances versammelte, um Frankreichs Untergang zu beschließen, hier — wo nun auf dem Komödienzettel steht: mit Erlaubnis des Bürgers Custine"[6]).

Diese Sätze zeigen uns schon deutlich, wie die Dinge damals lagen: Schwäche, Mutlosigkeit und Mangel an Haltung auf der Seite, die zur Führung berufen war. Man führte einen Krieg ohne den ernsthaften Willen zum Sieg, man gab bei Valmy eine Schlacht auf, die eigentlich noch gar nicht begonnen hatte, und begann den Rückzug, der zur Katastrophe wurde. Andererseits schoben sich all die Elemente in den Vordergrund, die innerlich haltlos geworden waren, und mit ihm gingen, wenn auch oftmals schweren Herzens, diejenigen, deren Ideale einem entwurzelten Geiste ihr Dasein verdankten.

Die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts war eine der an Ideen fruchtbarsten unserer Geschichte. Wie wilde Schößlinge eines Baumes trieben sie hervor, nur fehlte der ordnende Sinn des Gärtners. Erst die rauhe Hand des Korsen, die mit hartem Griff einzelne Zweige herausbrach, ermöglichte es den andern, die nötigen Kräfte zu gewinnen, um ans Licht zu wachsen und Früchte zu tragen.

Eins der Gebiete, auf dem sich leidenschaftlich und hemmungslos alle möglichen Kräfte austobten, war das der Liebe und Ehe. „Die Liebe wurde zum sozialen Problem, die Literatur zur Revolution: Man lehnte sich auf gegen die Schranke zwischen Adel und Bürgertum, gegen die Härte der Gesetze und der Gesellschaft der Gefallenen gegenüber, gegen die Tyrannei der Fürsten, die Korruption der Höfe und die Mätressenwirtschaft. Lenz schilderte in den ‚Soldaten' die Folgen der Ehelosigkeit der Offiziere. Die Ehe selbst, deren Heilighaltung Rousseau lehrte, erschien dem jungen Geschlecht nur als lästige Fessel (Lenz, Klinger). Heinse feierte im ‚Ardinghello' die freie Liebe und nannte Eifersucht eine unnatürliche Leidenschaft. Ehe auf Lebenszeit wäre gegen die Natur. Oder im Einklang mit der läßlichen Moral der Empfindungszeit griff man zu dem Ausweg der Doppelehe"[7]). Den Grafen Louis ließ Klinger sprechen: „Ich sag' noch einmal, hättet Ihr mir eine Mätresse gehalten, da es in mir anfing aufzuwachsen, wär's gut gegangen. Und sollt' ich einen Buben haben, soll er in seinem 16. Jahr eine haben und sich nicht peinigen oder gar verderben"[8]). Die Menschen aber, die diese Probleme schilderten und eine neue Moral zu predigen versuchten, wurden selbst von ihren Lei-

denschaften hin und her gerissen. „Diese wehe Zerrissenheit", so schreibt Kluckhohn, „zeigt das Leben der meisten Stürmer und Dränger, sie wurde ihnen ein Hauptproblem und führte dann wohl auch zu so bedenklichen Lösungen, wie die Ehe zu dritt. Eine solche war als reales Liebesverhältnis neben der Ehe der Laxheit der Zeit, besonders in Frankreich, geläufig, und wurde als Nebeneinander von Seelenbeziehung, natürlicher Ehebeziehung von den Anhängern empfindsam platonisierender Liebe, auch von Rousseau verteidigt"[9]). Das bekannteste Beispiel für eine solche Doppelehe bot Bürger.

Überblicken wir nun kurz das Ergebnis dieser Schilderungen, die wir noch vielfach vermehren und mit den mannigfaltigsten Beispielen belegen könnten, so haben wir das Bild einer Zeit, die nach neuen Formen rang, da die alten dem Verfalle nahe waren. Den vorhandenen Kräften bot sich keine Möglichkeit zum Einsatz für die Allgemeinheit. Auf der einen Seite machte sich Unsicherheit, Leidenschaftlichkeit und Haltlosigkeit bemerkbar, auf der andern zog man sich in eine ästhetische Sphäre bindungsloser Geistigkeit zurück. Während die ständischen Unterschiede anfingen sich zu verwischen, tat sich eine neue Kluft auf zwischen den „Trägern der Bildung und der Masse des Volkes. Die Schöngeister bildeten eine exklusive Kaste und verloren den Zusammenhang mit dem Gesamtbewußtsein . . . Es war eine Kultur der ästhetischen Salons, wie sie sich auch in Berlin gegen Ende des Jahrhunderts entwickelten"[10]). Die Haltung dieser Kreise ließ die Juden leicht Eingang in sie finden. Schnell gewannen sie maßgeblichen Einfluß und bald waren jüdische Salons führend.

Einige kurze Sätze vermögen uns schon die Stellung des Judentums in Berlin — die Berliner Juden wurden die Bahnbrecher für ihre Rassegenossen in ganz Deutschland — zu dieser Zeit zu verdeutlichen. Der Reichtum einzelner Juden hatte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch ihre Einnahmen als Kriegslieferanten und Münzjuden[11]) ständig zugenommen. Eine Ausnutzung der bestehenden Macht aber schränkten die bestehenden Judengesetze stark ein. Der Beseitigung dieser Gesetze galten daher ihre höchsten Anstrengungen, jedoch mußten die Emanzipationsbestrebungen ohne Erfolg bleiben, solange von jüdischer Seite die Absperrung von Sprache, Kultur und Leben des gastgebenden Volkes aufrecht erhalten blieb. Mendelssohn war es, der diese Schranken beseitigte. Hatte er aber bei seinen Bemühungen nur das Ziel gehabt, den Juden den Weg zur Emanzipation zu ebnen, indem er die trennenden Mauern auf jüdischer Seite einriß und die Juden scheinbar in das deutsche Volksgefüge einordnete, ohne dabei aber etwas von ihrem Judentum aufzugeben, so ging ein großer Teil der Generation nach ihm einen Schritt weiter und glaubte, durch Aufgabe ihrer äußeren jüdischen Bindungen und durch Aneignung der deutschen Kultur, auch deutsch werden zu können. Das Ergebnis der Arbeit Mendelssohns war also auch eine Auflösung und Zersetzung im Judentum selbst, die sich äußerlich schon in der großen Taufbewegung kund tat.

Einen starken Auftrieb gab den Emanzipationsbestrebungen des Judentums die französische Revolution, hatte doch die Pariser Nationalversammlung 1791 den Juden das volle Bürgerrecht verliehen. Schon deshalb fanden die Ideen der Revolution in den jüdischen Kreisen lebhafte

Aufnahme und begeisterte Verteidiger. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", diese Worte waren geeignet, auch die Interessen des Judentums in Deutschland zu fördern und so finden wir denn im Judentum eine eifrige Diskussion über alle Fragen, die damit zusammenhingen. Auch der Vormarsch der französischen Armeen wurde nicht ungern gesehen, kamen sie doch als „Befreier". Dabei machten die weltbürgerlichen Ideen der damaligen Zeit den Juden eine solche Haltung verhältnismäßig leicht, während sie selbst ihrerseits wieder verstärkend auf diese zurückwirkten. Zu erwähnen haben wir ebenfalls, daß auch die Maßnahmen des österreichischen, josefinischen Staates, der die Rechte der Juden stark erweiterte, ja sogar eine Reihe von ihnen in den Adelsstand erhob, auf die Haltung der übrigen Judenschaft Einfluß haben mußte.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts, zu der Zeit also, in der die Tätigkeit Schlegels und seine Berührungen mit dem Judentum ihren Anfang nahmen, sehen wir dann schon, wie dieses mit der ihm anhaftenden echt jüdischen Selbstverständlichkeit von der deutschen Kultur Besitz zu nehmen versuchte, ja sogar sich zu deren Verteidigung und „Verbesserung" berufen fühlte.

Jugend und Charakter Friedrich Schlegels.

Friedrich Schlegel, geb. am 10. März 1772, entstammte einer alten sächsischen Familie, deren Mitglieder sich in der Hauptsache aus Predigern, Juristen und Hofbeamten zusammensetzten. Sein Urgroßvater, der Oberprediger Christoph Schlegel, der einige Zeit in Leutschau angestellt war, hatte 1651 von Ferdinand III. den Adel erhalten, ohne jedoch diesen oder den Beinamen „von Gottleben" zu führen.

Ein kritisch-poetisches Talent scheint in der Familie heimisch gewesen zu sein. So war besonders Johann Elias Schlegel mit einer Reihe von Dramen und Abhandlungen hervorgetreten. Aber auch Friedrichs Vater, Johann Adolf Schlegel, ein Bruder des eben genannten Johann Elias, begegnen wir in seiner Jugendzeit in diesem Fache. Als „Bremer Beiträger" nimmt er eine bemerkenswerte Stelle in der Literaturgeschichte ein. Sein Amt als Konsistorialrat und Generalsuperintendent in Hannover ließ ihm aber später keine Zeit mehr zu literarischen Arbeiten.

Unter dieser Arbeitsüberlastung litt auch die Erziehung des jungen Friedrich. Er war das jüngste von sieben Kindern. Von seiner frühesten Jugendzeit wissen wir fast nichts. Die Angaben setzen erst zu der Zeit ein, in der es sich darum handelte, für den schwer erziehbaren Knaben einen Beruf zu finden. Die Wahl desselben machte Schwierigkeiten[1]). Die Eltern versuchten es bei ihm zuerst mit der Landwirtschaft, dann schickte man ihn zu dem Leipziger Bankier Schlemm in die Lehre, und erst auf Friedrichs dringende Bitten, ihn dort wieder wegzunehmen, und auf sein Versprechen hin, „dann mit dem ernstesten Eifer sich der Wissenschaft zu widmen"[2]), konnte er zurückkehren. „Hatte er in Kindheitstagen nur widerwillig und recht erfolglos den Lateinunterricht seines Bruders Wilhelm genossen, so warf er sich jetzt mit solcher Gewalt und Beharrlichkeit in die gelehrte Bildung, daß er von einem tüchtigen Lehrer geleitet, in kaum zwei Jahren die Sprache der Alten sich vollkommen aneignete"[3]). Ostern 1790 bezog er die Universität Göttingen, um nach dem Willen seines Vaters dort Rechtswissenschaft zu studieren. Von diesem Studium wenig eingenommen, ging er nach verschiedenen Versuchen, diesem Fache näher zu kommen, schließlich seine eigenen Wege. Erst als am 16. September 1793 sein Vater starb, war er völlig frei in seinen Entschlüssen.

Von seiner Studienzeit hat uns Friedrich Schlegel in dem mit „Lehrjahre der Männlichkeit" überschriebenen Abschnitt der „Lucinde" ein bezeichnendes Charakterbild entworfen. Hier heißt es von Julius: „Pharao zu spielen mit dem Anscheine der heftigsten Leidenschaft und doch zerstreut und abwesend zu sein; in einem Augenblicke von Hitze alles zu wagen, und sobald es verloren war, sich gleichgültig wegzuwenden; das war nur eine von den schlimmen Gewohnheiten, unter denen Julius seine wilde

Jugend verstürmte. Diese eine ist genug, den Geist eines Lebens zu schildern, welches in der Fülle der empörten Kräfte selbst den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthielt. Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Innres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder aus Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Mark des Herzens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gärung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außergewöhnliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigener Untergang. Ohne Geschäft und Zweck trieb er sich umher unter den Dingen und unter den Menschen wie einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausschweifung nur solange interessant war, bis er sie versucht hatte und näher kannte. Keine Art derselben konnte ihm ausschließend zur Gewohnheit werden; denn er hatte ebenso viel Verachtung als Leichtsinn. Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. Spuren davon zeigten sich überall, täuschten und erbitterten seine Heftigkeit. Am meisten Reiz hatte der Umgang aller Art für ihn, und so oft er auch sogar sie überdrüssig war, waren es doch die gesellschaftlichen Zerstreuungen, zu denen er endlich immer wieder zurückkehrte. Die Frauen kannte er eigentlich gar nicht, ungeachtet er schon früh gewohnt war, mit ihnen zu sein. Sie erschienen ihm wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich und kaum wie Wesen seiner Gattung. Junge Männer aber, die ihm einigermaßen glichen, umfaßte er mit heißer Liebe und mit einer wahren Wut von Freundschaft. Doch war das allein für ihn noch nicht das rechte. Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und so verwilderte er denn immer mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, war sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich. Er sah wohl den Grund vor sich, aber hielt es nicht der Mühe wert, seinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang rasch und mutig durchs Leben hinunterstürmen, als sich mit Vorsicht langsam quälen."

„Bei diesem Charakter mußte er oft in der geselligsten und fröhlichsten Gesellschaft einsam sein, und er fand sich eigentlich am wenigsten allein, wenn niemand bei ihm war. Dann berauschte er sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ sich absichtlich von seiner eigenen Phantasie verführen. Jeder seiner Wünsche stieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Alle seine Gedanken nahmen unsichtbare Gestalt und Bewegung an und wirkten in ihm und widereinander mit der sinnlichsten Klarheit und Gewalt. Sein Geist strebte nicht, die Zügel der Selbstherrschaft festzuhalten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und Übermut in dieses Chaos von innerem Leben zu stürzen. Er hatte

weniges erlebt und war doch voll von Erinnerungen, auch aus früher Jugend: Denn ein sonderbarer Augenblick von leidenschaftlicher Stimmung, ein Geschwätz aus der Tiefe des Herzens, blieb ihm ewig teuer und deutlich, und noch nach Jahren wußte er's genau, als wäre es gegenwärtig. Aber alles, was er liebte und mit Liebe dachte, war abgerissen und einsam. Sein ganzes Dasein war in seiner Phantasie eine Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang; jedes für sich eins und alles, und das andere, was in der Wirklichkeit daneben stand und damit verbunden war, für ihn gleichgültig und so gut wie gar nicht vorhanden"[4]).

Die Schilderungen, mit denen Schlegel hier Julius charakterisierte, können wir als Selbstzeichnung werten, wie es auch in der Schlegel-Literatur[5]) bisher immer geschehen ist. Dies um so mehr, als die hier dargestellten Stimmungen und Konflikte mit den brieflichen Zeugnissen übereinstimmen. Auch deckt sich diese Einschätzung mit Schlegels Auffassung vom Roman, wie sie in einigen seiner Fragmente zum Ausdruck kommt[6]).

Diese Selbstcharakteristik zeichnet von Schlegels Jugendzeit, von seinen Studienjahren in Göttingen und Leipzig, ein grelles, aber richtiges Bild. Seine Stimmungen waren den stärksten Schwankungen unterworfen, hin und her pendelnd zwischen Sinnlichkeit, Ausgelassenheit und Raserei bis zur tiefsten Niedergeschlagenheit, zur Schwermut, die ihm Selbstmordgedanken eingab. In all seinen Briefen an August Wilhelm aus Leipzig und Dresden, wo er im Frühjahr 1792 seine Schwester Charlotte besuchte, kam zum Ausdruck, wie er mit den Gegensätzen in sich rang, denn er führte dieses Leben, welches er uns in der „Lucinde" geschildert hat, nicht mit dieser Leichtigkeit, die wir seinen Worten fast entnehmen könnten, sondern er lag vielmehr in ständigem Kampf mit sich selbst. Eine Fülle von Gedanken und Plänen bewegte ihn, aber er fand bei seiner inneren Unausgeglichenheit nicht die Kraft zur Ausführung. Schlegel fühlte dies selbst; so schrieb er am 21. November 1792 aus Leipzig an seinen Bruder: „Wußtest Du nicht, daß ich Mangel an Kraft immer durch Pläne ersetze?"[7]) Selbst die Poesie vermochte nicht, ihn von den Widersprüchen in sich zu erlösen, sondern verstrickte ihn nur noch tiefer. „Der Zweck der Kunst ist, die Schönheit des Lebens hervorzubringen, und das bewirkt sie auch. Wenn aber ein Mann mit sich selbst oder der Welt noch nicht ganz in Übereinstimmung ist, so fehlt es dazu an Kraft, und sie erweckt gerade das Gegenteil, die Harmonie des Augenblicks macht die beständigen Dissonanzen fühlbarer; man erliegt desto mehr der Last der Alltäglichkeit. Es liegt dann etwas ganz zerreißendes in der Poesie, welches ich aus Erfahrung weiß"[8]).

Die Briefe Friedrichs an seinen Bruder sind ein einziges Selbstbekenntnis. In ihnen sprach er sich aus, erleichterte er sich. August Wilhelm war ihm der Freund, zu dem er in allen seinen Nöten kam. „Seit einigen Wochen habe ich umsonst auf eine Stunde gehofft", so hieß es in einem dieser Briefe, „wo ich Dir alles erzählen konnte, was seit dieser Frist geschehen ist. Vielleicht gelingt es mir heute — aber erwarte nicht mehr, als die widerliche Schilderung eines zerrütteten Herzens und wiederholte Bitten um häufigere Briefe, Rat, Teilnahme und Unterstützung. Zwar wäre es einem edeln Stolze gemäßer, jetzt, statt um Hilfe zu bitten,

da ich für jetzt nicht erwidern kann, mich von meinen Freunden zurückzuziehen, um einsam zu sterben. Aber ich muß wohl leben bleiben, da ich noch nicht mit Ehre sterben kann; und auch dieses Letzte bleibt mir versagt"[9]).

Die freundschaftliche Stellung zu seinem Bruder blieb von seiner Seite sein ganzes Leben hindurch erhalten. Sie schien ihm einen gewissen Halt zu geben und vermittelte ihm immer wieder neue Impulse für sein Schaffen. So hatte er auch später, während der Wiener und Frankfurter Jahre, noch ständig das Bedürfnis, mit August Wilhelm zusammenzuleben und zu arbeiten, da sie, wie er meinte, nur in Gemeinschaft die Leistungen schaffen könnten, zu denen sie berufen wären.

Seinem Bruder berichtete Friedrich auch von den Schwierigkeiten, die er in der Gesellschaft hatte: „Ich fühle selbst in mir beständigen Mißklang, und ich muß mir selbst gestehen, daß ich nicht liebenswürdig bin, welches mich oft zur höchsten Verzweiflung treibt. Es fehlt mir die Zufriedenheit mit mir und anderen Menschen, die Sanftmut, die Grazie, welche Liebe erwerben kann. Ich wünschte so auf die Menschen zu wirken, daß von meiner Rechtschaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit allgemein, oft und viel, mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiste brauchte gar nicht die Rede zu sein, oder höchstens sollte man mich verständig finden. Jedermann sollte mich gut nennen, wo ich hintrete, sollte ich alles erheitern, jeder sich nach seiner Art an mich schmiegen, und die sich was dünken, mich gnädig anlächeln. — Aber längst habe ich bemerkt, welchen Eindruck ich fast immer mache. Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune und meine Nähe drückt. Am liebsten besieht man mich aus der Ferne, wie eine gefährliche Rarität. Gewiß, manchem flöße ich bittern Widerwillen ein. Und der Geist? Den meisten heiße ich doch ein Sonderling, das ist ein Narr mit Geist. — Meine tägliche Anstrengung ist vergeblich, und Du hast nur meinen Schmerz vermehrt . . . Wenn ich geliebt würde, so würde ich liebenswürdiger werden. Aber fast fürchte ich, es ist auch bei Dir mehr Interesse als Liebe . . .[10]).

Aus all diesen inneren Widersprüchen suchte Schlegel während der Leipziger Zeit einen Ausweg. Er bemühte sich, das Wesen großer Männer zu ergründen, um an ihrer Größe einen Halt zu finden. „Der Mensch ist leichter nach einem Vorbild vortrefflich, als als Erfinder", schrieb er 1791 und fügte hinzu: „Wenn nur in einer Nation einige aufstehen und in irgend einer Vortrefflichkeit ein Vorbild zeigen, so wächst diese wie ein Schneeball"[11]). Große Männer waren für ihn Caesar und Cato; von den Deutschen Friedrich der Große, Goethe, Schiller, Kant, Klopstock und Winkelmann. Auch beschäftigte er sich während dieser Zeit mit den Fragen von Nation und Volk und formulierte hier Gedanken, die später leider nicht weiter ausgeführt wurden. So schrieb er einmal: „Wenn ich ein Gespräch dichten werde, so wird mein höchster Wunsch sein, alles aus der immensen Eigentümlichkeit unserer Nation zu nehmen. — An die Erdichtung eines echt griechischen Gesprächs wage ich mich nicht. — Es scheint mir zuerst am besten, das Große, was man um sich sieht und von dem man Teile in sich hat, in der Vortrefflichkeit darzustellen. Und dann sind die meisten unserer Gedanken nicht neu, aber in ihren feinsten

Zweigen und Blättern anders gewachsen und gebildet; und diese Teile sehe ich nicht für unbedeutend an. – Es gibt eine Größe und eine Schönheit für jedes Klima, auch für den Nordpol, und für jedes noch so entartete Geschlecht der Menschen. Unser Geist ist wundersam biegsam und bildsam, so wie unser Leib. — Auf den deutschen Charakter ist man noch nicht sehr aufmerksam. Seit einiger Zeit deucht mich entdeckt zu haben, daß unser Volk einen sehr großen Charakter hat. So nenne ich den Inbegriff klimatischer und geschlechtsmäßiger Vortrefflichkeit; vollendet sehe ich ihn nur in einigen wenigen großen Männern, verzerrte Züge finde ich in fast allen Deutschen . . ."[12]). Diese Sätze Schlegels, die er 1791 seinem Bruder vortrug, zeigen eine eigenartige Mischung nationaler und liberaler Elemente, die ja gerade in dieser Zeit nach der französischen Revolution neue, kräftige Keime entwickelten. Wie weit hierbei Herdersche Gedanken Verwendung gefunden haben, ist nicht der Ort zu untersuchen. Vielmehr kommt es hier darauf an, festzustellen, daß Schlegel in dieser Zeit mit Problemen beschäftigt war, die bei ihm in den folgenden Jahren stark in den Hintergrund traten und erst sehr viel später unter veränderten Bedingungen und in stark veränderter Form wieder aufgenommen wurden. Für unsere Fragestellung ist aber ebenso wichtig, daß wir feststellen können, daß die Art der Behandlung solcher Probleme zu dieser Zeit eine vollständig andere ist gegenüber der seiner Berliner Periode. Die Fragen, die er aufwarf, behandelten Dinge, deren Klärung ihm persönliches Bedürfnis war und denen er sich viel stärker verband. Dementsprechend war zwar auch die Behandlung dieser Probleme viel schwerfälliger. Er kämpfte um die Lösung und man fühlt hinter seinen Worten die Bedeutung, die diese Lösung für ihn hatte. Es war ein Ringen um Höchstwerte, die sein Leben gestalten und einen Ausgleich seiner Persönlichkeit schaffen sollten.

Aber: Die Forderungen, die seine Umwelt an ihn stellte, war er nicht in der Lage zu erfüllen, deshalb löste er sich langsam von ihnen. Zur Aufstellung neuer Höchstwerte, die für ihn hätten verpflichtend sein können, fand er nicht die nötige innere Kraft, trotz aller Versuche, das Wesen großer oder wie er es nannte „colossalischer" Menschen zu ergründen. Diese halfen ihm vielmehr noch dazu, alle Bindungen abzustreifen, denn — so schrieb er — „diese Betrachtung (des Lebens großer Männer) erhebt den Betrachtenden selbst, und wirkt tätiger in ihm als Moral oder das Idealschöne der Künste. Die Moral gibt nur Ideale, deren Anschauung ganz unmöglich ist, die nur in abstracto betrachtet werden können"[13]). An einer anderen Stelle heißt es von den führenden Männern im römischen Staate: „Doch grandiosi sind sie fast ohne Ausnahme, ja ihre Laster sind erhaben"[14]).

Schon früh finden wir ein langsames Loslösen von den überkommenen Begriffen. In einem der ersten Briefe an seinen Bruder August Wilhelm gab er eine Ausdeutung des Begriffes Fehlerlosigkeit. Hier schrieb er: „Wir verstehen aber, denke ich, darunter ein mittleres Maß an allen Seelenkräften, ein Mensch, der es besitzt, lebt recht ordentlich und anständig, ist ziemlich liebenswürdig, ziemlich klug und tut das, was die Menge mit Verehrung nennt. Er schweift also nirgends sehr ab, stößt nicht an; mit einem Worte, er hat so etwas der Tugend ähnliches,

in kritischen Fällen, wo eigentlich mehr dazu gehört, muß ihm der liebe Gott helfen. Er ist alles, was ein gewöhnlicher Mensch sein kann. Die Bildner der Menschen haben ihre Einrichtungen als Staaten und Religionen, und in kleinen Kreisen, Gewohnheiten und Kursivmoralen, an die man glaubt, durch Ehre und Schande, nach den allgemeienn Eigenschaften der Klasse recht sehr gut gemacht, um die Menschen unschädlich und doch auch ein klein wenig gut zu machen. Für gewöhnliche Menschen verdient daher der Inbegriff dieser Eigenschaften, welche Du Fehlerlosigkeit oder Rechtlichkeit nennen kannst, alle mögliche Empfehlung, und laß uns ja das Genie nicht machen wollen. Das wahre Genie oder der Reichtum kann sich nicht in diesen fremden Maßstab fügen, bald überspringt es ihn weit, bald bleibt es zurück"[15]). Schlegel selbst glaubte sich nicht an diese Norm für die Mittelmäßigen gebunden, war aber aus sich heraus nicht stark genug, um bei seinen unausgeglichenen Anlagen einen Halt zu finden. Seine Zeit vermochte ihm eine Stütze, deren er bedurfte, nicht zu geben, und er fand sie erst später in der katholischen Kirche.

Er wollte groß werden, vermochte es aber nicht. „Ich sehe die Abgründe", so schrieb er im Juni 1793, „über die ich hinschreite, aber ich will hinüber. Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin, d. h. mit mir zufrieden. Denn mein Verstand ist so, daß wäre alles ihm gleich, und Harmonie in mir, so wäre ich's schon"[16]). Diese Harmonie aber hat Schlegel nie vollständig gefunden. In seiner Leipziger Zeit ringt er noch um sie, und von dem Ernste dieses Ringens und den Stimmungen, denen er dabei unterworfen war, möge uns noch folgende Briefstelle Aufschluß geben: „Meine Kräfte sind weit größer, als meine Tätigkeit, denn noch immer kämpfe ich mit dem Gedanken: ‚Es ist doch alles umsonst.' Fürchterlicher Abgrund! Zu stolz, das ‚Etwas mehr' der Mühe wert zu halten, sich danach zu bücken, sinken wir von der höchsten Einsicht, mit den schwächsten Menschen, immer tiefer in Trägheit und Selbstverachtung. Wir sollen steigen, oder schnell endigen. — Gib mir den Glauben der Jugend wieder, und das Größte wird mir nicht zu schwer sein. Aber alles ist mir unbefriedigend, leer und ekelhaft — Du selbst, — ich selbst. Mich dünkt oft, als wäre es mir gleichviel, gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich zu sein. Nach diesem Glück und dieser Vollkommenheit lüstet mich nicht; und endliches Unglück hoffe ich wohl ertragen zu können. Ich könnte nun noch viele Bogen anfüllen in Antwort auf den kränkenden Vorwurf der aufbrausenden Ankündigung des Selbstmordes, und des feigherzigen Zögerns. Habe ich ohne Bewußtsein geschrieben, oder wie konnte das Mißverständnis entstehen, daß ein Weib mich zu dieser Unwürdigkeit treiben könnte? — Der Wert meines Lebens hängt nicht von einem Weibe ab. Seit fast drei Jahren ist der Selbstmord täglicher Gedanke bei mir; ich verschob ihn, weil ich einsah, daß ich unvollendet und es also zu früh sei, welches ich sehr weit ausführen könnte; und ich verachte das Unglück zu sehr, um einige Jahre sehr unerträglich zu finden. Doch es gibt Fälle, wo kein Abwägen des Wertes des Lebens gilt, die ich nicht überleben will, und in die meine Dir bekannte Lage mich sehr leicht setzen könnte. Ein Mann muß sterben, ehe er eine Unwürdigkeit tut; aber es gibt auch Unwürdigkeiten des Leidens"[17]). Zu diesen Unwürdigkeiten gehörte für ihn zunächst der Zwang,

in einen Beruf gedrängt zu werden, der ihm nicht zusagte. Ebenso aber gehören dazu die finanziellen Schwierigkeiten, die ihn schon jetzt nicht zur Ruhe kommen ließen, und die ihn während seines ganzen Lebens verfolgten. Seine Schulden veranlaßten denn auch das erste nachweisbare Zusammentreffen mit Juden[18]).

In stetigem Kampfe mit seinen inneren Gegensätzen streifte Friedrich Schlegel allmählich alle Bindungen ab, und wir können für ihn die Worte zitieren, die er von seinem Julius in der „Lucinde" sagte: „Es läßt sich denken, daß er, der sich eigentlich alles für erlaubt hielt und sich selbst über das Lächerliche wegsetzen konnte, eine andere Schicklichkeit im Sinne und vor Augen hatte als die, welche allgemein galt"[19]).

Zu einer gewissen Überwindung seiner Schwierigkeiten und zu einer entschlosseneren Haltung führte Schlegel die Liebe zu einer Frau, „die einzig war und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf"[20]), seine Bekanntschaft mit Caroline Böhmer. August Wilhelm hatte sie nach ihrer Haftentlassung[21]) von Kronberg abgeholt und in das altenburgische Städtchen Lucka gebracht, wo die schwangere Frau — von Wilhelm, der nach Amsterdam zurück mußte, der Sorge seines Bruders übergeben — die Stunde ihrer Entbindung erwartete. Schnell lernte Friedrich sie lieben, aber „sie hatte gewählt und hatte sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute, er wußte daher alles genau, was ihn unglücklich machte, und urteilte mit Strenge über seinen eigenen Unwert. Gegen diesen wandte sich die ganze Kraft seiner Leidenschaft. Er entsagte der Hoffnung und dem Glück, aber er beschloß es zu verdienen und Herr über sich zu werden"[22]). Diese Liebe gab ihm die Kraft, sich selbst zu überwinden und die Energien zu intensiver Arbeit. „Die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Hier schwanden alle Zweifel, in diesem wirklichen Gute fühlte er den Wert des Lebens und ahndete die Allmacht des Willens"[23]).

Caroline war eine Persönlichkeit, die trotz ihres Schicksals und der Loslösung von den Begriffen ihrer Umwelt sicher in sich selbst ruhte, die sich niemals selbst verlor, sondern mit instinktiver Sicherheit ihren Weg ging, und hierin konnte sie Schlegel Vorbild sein. Sie half ihm, seine innere Unsicherheit zu überwinden, aber seine gegensätzlichen Anlagen blieben bestehen, nur wurden sie jetzt gebändigt durch einen starken Schaffensdrang. „Alle Mittel, die ihm die Verschwendung noch gelassen hatte, spannte er nun an. Er zerriß alle Bande von ehedem und machte sich mit einem Streich ganz unabhängig"[24]).

Die intensiven griechischen Studien sind die Früchte des segensreichen Einflusses, den Caroline auf Friedrich Schlegel ausgeübt hat. Fast schien es so, als ob er in dem griechischen Geiste auch einen Halt für seine Unsicherheit finden würde, aber so weit ist er nicht gekommen. Den Weg von der scheinbaren griechischen Objektivität bis zu seiner Haltung in den Fragmenten werden wir später noch zu verfolgen haben.

Erste Begegnungen mit dem Judentum.

Für die Haltung des Schlegelschen Elternhauses zum Judentum kann uns ein Brief der Mutter Schlegels einigen Aufschluß geben, der uns zeigt, daß zumindest diese eine instinktive Abneigung gegenüber den Juden besaß. Als die ersten Nachrichten von den Beziehungen Friedrichs zu Dorothea Veit zu ihren Ohren kamen, schrieb sie an August Wilhelm: „Es wird nämlich behauptet, er (Friedrich) lebe mit einer Jüdin. Es wäre Mendelssohns Stieftochter und wäre reich. Gott, das will ich doch nicht hoffen und noch weniger, daß ihr ihm mit dieser Person hättet aufgenommen"[1]). Trotz dieser antijüdischen Stimmung ist es aber doch wahrscheinlich, worauf Enders hingewiesen hat[2]), daß Schlegel Moses Mendelssohn schon von seinem Elternhause her gekannt hat. Dieser hatte nämlich die „Trojanerinnen" seines Oheims Johann Elias Schlegel im 310. Literaturbriefe 1765 „für die beste Bühnenbearbeitung antiker Stoffe überhaupt erklärt"[3]).

Aufschlußreicher aber ist für uns schon eine Stelle aus einem Brief an seinen Bruder, wo er schrieb: „Ein merkwürdiges kleines Buch ist die Lebensgeschichte Salomon Maimons von ihm selbst. Er ist ein Freund von Moritz und Verfasser verschiedener philosophischer Aufsätze in dessen Journalen. Nicht das Spiel ungewöhnlicher starker Leidenschaften, der Kampf großer Kräfte, auch nicht der feine Geist der Beobachtung, gibt diesem Werk Interesse. — Er hat nur eine hervorstechende Neigung, — Wißbegierde und Hang zum Übersinnlichen; aber er erzählt seine traurigen Schicksale gut und versetzt so ganz in die jüdische Rabbinische Welt, daß man glaubt Rabbi oder wohl gar Betteljude zu sein, — so sehr, daß mir wurde, als kröche und bisse es mich hier und dort. — Er scheint übrigens ein helldenkender, gut gesinnter Mensch, nicht ohne Talent für abstrakte Wissenschaften, daß man sich doch auch für ihn interessieren kann"[4]). Diese Lebensgeschichte Salomon Maimons wurde herausgegeben von Karl Philipp Moritz[5]), und dies ist der Grund, der zu ihrer Lektüre führte, denn wie Enders gezeigt hat[6]), wurde jedes neu erschienene Werk desselben von den beiden Brüdern Schlegel mit dem größten Interesse gelesen und durchgesprochen. Bei diesem Buche aber scheint er sich fast zu entschuldigen, daß er auch ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte, denn es handelte weder von dem Spiel ungewöhnlich starker Leidenschaften, noch von dem Kampf großer Kräfte, sondern es erzählte von den traurigen Schicksalen eines kleinen Juden. Als Entschuldigungsgrund diente ihm, was sehr bezeichnend ist, das Interesse an diesem Menschen selbst, der ein „helldenkender, gut gesinnter Mensch, nicht ohne Talent für abstrakte Wissenschaften" für ihn zu sein schien. Von der Ebene des Geistes her wurde dieser Jude, etwas gönnerhaft zwar, hoffähig gemacht.

Bezeichnend ist es auch, daß Schlegel bei seiner ersten Begegnung mit einem jüdischen Geistesprodukt, sofort der Darstellungsart desselben zum Opfer fiel. Ist es doch eine typisch jüdische Behandlungsweise, Probleme, die jüdischen Ursprungs sind und nur für Juden Geltung haben, als allgemeine hinzustellen. So fühlte sich auch Friedrich Schlegel in diese Problematik hineingerissen, und zwar so sehr, daß er glaubte, „Rabbi oder gar Betteljude zu sein, — so sehr, daß mir wurde, als kröche und bisse es mich hier und dort", und dann betonte, daß Maimon ein „helldenkender und gut gesinnter Mensch" zu sein scheine, für den man sich doch auch interessieren könne.

Wie stark gerade das Geistige wirkte, das zeigt schon allein die Tatsache, daß z. B. bei Spinoza — und hier nicht nur von Schlegel — überhaupt nicht mehr von seinem Judentum die Rede war, ja daß Schlegel ihn sogar in die Zahl der großen Männer einreihte, wenn er schrieb: „Ich habe den Geist einiger großer Männer zu ergründen gesucht, als Kant, Klopstock, Goethe, Hemsterhuis, Spinoza, Schiller"[7]). Bemerkenswert für die Haltung der Zeit ist es auch, daß von dem getauften jüdischen Maler Anton Raphael Mengs nirgends mehr als von einem Juden gesprochen wurde, ja, daß ihn Winkelmann und in Anlehnung an ihn auch Schlegel sofort hinter Raffael setzten[8]).

Wie schon im vorhergehenden Kapitel bemerkt, war es Friedrichs Schuldenwirtschaft, die ihn in erste nachweisbare persönliche Berührung mit Juden brachte. Schlegel hat es nie verstanden, mit seinem Gelde hauszuhalten, auch später nicht, als er mit Dorothea zusammenlebte. In seiner Not wandte er sich häufig an seinen Bruder, so auch in seiner Leipziger Zeit. Er war so in Schulden geraten, daß er seiner Gläubiger wegen die Stadt nicht verlassen konnte und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß er Geld bei Juden aufgenommen hatte. So schrieb er: „Meine Schulden an Juden sind dreihundertundzwanzig Thaler . . .", und nachdem er August Wilhelm seine mißliche Lage vorgestellt hatte, fuhr er fort: „Es könnte mir dann nur durch ein verzweifeltes Mittel, nämlich durch große Judenanleihen, gelingen, Leipzig zu verlassen und ich wüßte mich glücklich zu schätzen, wenn meine Schuld zu Ostern dann nur zwölfhundert Thaler betrüge. Solche Schulden multiplizieren sich selbst"[9]).

Ein halbes Jahr später, im Mai 1794 schrieb Friedrich Schlegel: „Ich habe nun sogleich mit möglichster Überlegung die Einteilung des Geldes gemacht — an Rechnungen bleiben zwar nur einige kleinere und ein beträchtlicher Rest. Für diese, wozu ich auch Vorschuß an barem Gelde rechne, habe ich zuerst gesorgt; nun sind aber noch zwei Judenschulden übrig, hundertfünfzig und hundertfünfundzwanzig Thaler, wovon der erstere jetzt nichts, der andere nur vierzig Thaler erhält; bei beiden bin ich schändlich betrogen. Du siehst, es ist bei weitem noch nicht alles überwunden; indessen hoffe ich, sind alle ehrlichen Creditores so weit befriedigt, daß sie zufrieden sein werden; jene beiden verdienen es nicht besser, und können am Ende doch nichts machen"[10]). Mit der Rückzahlung dieser beiden „Judenschulden", wie er sie nannte, beeilte sich Schlegel dementsprechend auch nicht so sehr. Ein Jahr später, Juli 95, gab er seinem Bruder wieder einmal eine Aufstellung seiner Schulden, in der wir sie

noch vorfinden. Die beiden Posten sind hier folgendermaßen bezeichnet: „Rest von der Judenschuld — muß warten . . . fünfzig Thaler. Die andere Judenschuld — wird zu Michaelis von Michaelis bezahlt . . . hundertfünfundzwanzig Thaler"[11]).

Wir sehen also, daß Friedrich Schlegel beim Rückzahlen seiner Judenschulden zögerte, und zwar begründete er es damit, daß man ihn betrogen habe. Die Geschäftsmoral der Juden schätzte er nicht hoch ein und von dieser Meinung ging er auch später nicht ab. Gerade diese Seite des jüdischen Charakters war es, die er als „jüdisch" empfand, und wo auch immer er später den Begriff „jüdisch" im negativen Sinne anwandte, da wollte er die Geschäftsmethoden des Judentums damit treffen. Hierfür kann uns ein Brief vom 3. Mai 1803 aus Paris an Rahel Levin das beste Zeugnis geben, wo er schrieb: „Sie haben sie (die Franzosen) mir am richtigsten oder vielmehr allein richtig beschrieben. Nur in den Deutschen haben sie sich sehr geirrt. Doch ich sollte gar nicht so sprechen; es sind keine Deutsche, sondern nur Juden von Geburt oder von Denkart"[12]). Wie dies gemeint war, geht deutlich aus einer anderen Briefstelle aus derselben Zeit an Reichardt hervor, die uns auch den Gebrauch des Wortes „jüdisch" im negativen Sinne näher beleuchtet. So heißt es hier: „Ein langer Aufenthalt hier macht meistens schmutzig und eigennützig. Auch wählen Sie keinen, dessen Namen mit S. anfängt; dieser Buchstabe führt immer etwas Jüdisches mit sich"[13]).

Daß aber auch eine leichte gefühlsmäßige Abneigung gegenüber dem Judentum bei Schlegel während seiner vorberliner Zeit vorhanden war, das zeigen uns die folgenden Sätze an August Wilhelm: „Für die kühne Voraussetzung, die Ilias und Odyssee sei das Werk eines Zeitalters, hast Du noch nichts angeführt, was mich überzeugen könnte. Gegen den Vergleich mit Moses muß ich recht protestieren. Eine Sammlung von Sagen, Gesetzen, Gebräuchen, Geschichten, und ein Werk! Humboldt meint, die Dorier hätten viel Ähnlichkeit mit den Hebräern!! So spielt selbst Ihr den Griechen mit"[14]). Deutlich spiegelt sich in diesen Worten die Empörung wider, die Schlegel empfand, als man es fertig brachte, die Juden auf eine Stufe mit den Griechen zu stellen.

Die klare Erkenntnis der jüdischen Geschäftsmoral hinderte Friedrich Schlegel aber nicht, mit einem Juden in geschäftliche Verbindungen zu treten. „Du weißt doch", so schrie ber am 18. November 1794 seinem Bruder, „daß Schiller auch einen Almanach herausgeben wird? Bei einem Juden, der vielleicht auch mein Verleger wird"[15]). Der Verleger des ersten Bandes von Schillers Musenalmanach (1796) war der Hofbuchhändler Salomo Michaelis in Neustrelitz, der dann später auch Friedrich Schlegels Schrift: „Die Griechen und Römer" verlegte[16]). Mit diesem Michaelis trat Schlegel nun in Beziehungen. Ein Brief vom 4. Juli 1795 zeigt schon, daß er mit ihm einig geworden war. Wir hören hier, daß er „mit der völligen Ausarbeitung der Beiträge zur Kenntnis der Griechen beschäftigt" war, denen dann ein Aufsatz über die Diotima folgen sollte. „Beide", so schrieb er, „verlegt Michaelis zu Neustrelitz, ein unternehmender, wohlhabender, nach seinen Briefen zu urteilen nicht ungebildeter Mann, mit dem ich äußerst zufrieden sein kann. Ich bekomme für den Bogen 5 Ldr."[17]). Aus dem nächsten Briefe erfahren wir dann,

daß die „andere Judenschuld", die hundertfünfundzwanzig Thaler betrug, zu „Michaelis von Michaelis bezahlt" werden würde. Und nun häufen sich die Briefe, in denen von Michaelis die Rede ist. Schillers Bruch mit diesem[18]) kümmerte Schlegel wenig, denn, so schrieb er an August Wilhelm, „Schiller ist ergrimmt über Michaelis und nennt ihn den elendesten Tropf. Da er nichts bestimmtes ihm zur Last legt, so hat dieses, bei Schillers Schiefheit, keinen Einfluß auf mich"[19]).

Anfang März 1796 wurde er schließlich mit Michaelis auch persönlich bekannt. „Meine Unterredung mit Michaelis ist sehr zu meiner Zufriedenheit ausgefallen", heißt es in dem Berichte an seinen Bruder. Dies bekräftigend sagte er nochmals: „Ich bin sehr zufrieden mit Michaelis Bekanntschaft. Viel Bildung und Geist. Männlichkeit scheint er nicht übrig zu haben"[20]). Auch den Grund seiner Zufriedenheit erfahren wir hier. Wir finden ihn in der großzügigen finanziellen Hilfe, die ihm Michaelis bot. „Gezahlt hat er mit den überschickten 6 Ldrs. diese Messe für mich, wie ich aus den zurückgesandten Obligationen ersehe: Zweihundertvierundfünfzig Thaler. Da er nun erst circa fünfundzwanzig Bogen Manuskript in Händen hat, so siehst Du, wie sehr ich im Vorschuß bin. Versprochen hat er zu Michaelis zweihundertfünfzig und achtzig Thaler; und zwar auf eine Art, daß er, wenn er nicht vorher falliert, zu Michaelis schlechterdings, um seines Kredits willen, zahlen muß. Außerdem hat er sich zu dem, was ich zur Reise und zur neuen Einrichtung in Jena brauchen möchte, von selbst erboten. — Was die Summe von zweihundertfünfzig betrifft, so war er noch nicht zum Abschluß darüber gekommen . . . So viel ist gewiß, daß er X. auf irgendeine Weise mündlich oder schriftlich befriedigt haben muß. Ich hatte diesem sehr bestimmt geschrieben, Michaelis sei nun sein Schuldner, und hatte ihm zu einem Wechsel von diesem Hoffnung gemacht, wenn das ganze nicht bar bezahlt werden könne. Gewiß hätte ich seit den 14 Tagen, da Michaelis zu Leipzig ist, schon längst einen Brief von X., wenn er ihn nicht vollkommen befriedigt hätte." Damit noch nicht genug, hatte Michaelis „auch noch im allgemeinen gefragt, ob ich sonst noch etwas bedürfe, und mich aufgefordert, meine Wünsche zu äußern"[21]).

Bei dieser Lage der Dinge ist es leicht verständlich, daß Friedrich Schlegel Michaelis gegen die Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, bei seinem Bruder in Schutz nahm und heftig verteidigte. „Daß Michaelis auf der Kippe steht, konnten wir allenfalls ohnehin wissen. Jeder Anfänger, der so unternehmend ist, steht auf der Kippe. Göschen selbst unzähligemal . . . Wer ist wohl ein ärgerer Brouillon, als Göschen? Und doch in welchen Flor ist er gekommen! Überhaupt scheinen mir beide viel Ähnlichkeit zu haben. Nur denke ich, übertrifft Michaelis jenen an Bildung, Geist und auch an Tätigkeit sehr weit"[22]).

Daß aber diese Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit des jüdischen Verlegers nicht als reiner Freundschaftsdienst zu werten ist, darüber belehren uns schon die folgenden Sätze: „Hast Du nicht absehen können, warum Michaelis eigentlich sich so bestrebt, mich mit Deutschland in Verbindung zu setzen? — Er schickt mir die drei ersten Stücke von Deutschland, die andern würde mir Reichardt schicken. Reichardt würde mir schreiben; er hätte mich nach Giebichenstein eingeladen; er hätte ihm die

10 ersten Bogen meines Manuskripts im eigentlichen Sinn gestohlen und sie Wolf in Halle gegeben etc., sei entzückt von meiner Rezension etc." An anderer Stelle heißt es: „Michaelis wirbt mich mit Gewalt für seine Oppositionsblätter. Er hat mir die Rezensenten der Horen geschickt, die ich nun bald expedieren muß. Ich habe große Lust, ein paar Blätter über die harmonische Ausbildung und Goethe und Politik hineinzugeben. Es versteht sich, daß dies geheim bleibt"[23]). Diese Rezension zweier Kritiken über Schillers Horen erschien denn auch im zweiten Stück einer von Michaelis herausgegebenen Zeitschrift, die den Titel führte: „Flüchtlinge, ein Oppositionsjournal"[24]).

Das Bestreben des neuen Verlegers, Schlegel, in dem er den kommenden erfolgreichen Schriftsteller witterte, für sich zu gewinnen, wird völlig klar, wenn wir von dem Auftrag hören, unter dem er hier handelte. Ein Brief W. v. Humboldts an Schiller weist uns auf die Quellen der Hilfsmittel, die Michaelis zur Verfügung standen, und deutet die Hintergründe hierzu an. So schrieb Humboldt: „Seine (Michaelis) Finanzen kenne ich jetzt genau. Er hat gar kein Vermögen. Aber der Herzog (, der mit seiner Liebhaberei für diese Buchhandlung, die er fast täglich besucht, das Register der Launen deutscher Fürsten vermehrt,) hat ihn anfangs 5000 Thl. bar und jetzt in einem Instrument, das ich selbst gesehen, eine Bürgschaft auf 2000 Thl. Kredit gegeben. Außerdem heiratet er jetzt eine Frau, mit der er 16 000 Thl. bekommt"[25]). Der Herzog wollte mit Michaelis' Hilfe in Neustrelitz einen Verlag aufbauen, der die besten Kräfte Deutschlands an sich ziehen sollte. Daß er dazu die Hilfe eines Juden benutzte, ist zumindest eigenartig. Aber schon der Verlag des ersten Werkes, das zu dessen Größe den Grundstein legen sollte, Schillers Musenalmanach, stellte die geringen Fähigkeiten des neuen Verlegers zu seinem Beruf heraus. Schiller brach mit ihm[26]), und nur der erste Band des Almanachs, nämlich der auf das Jahr 1796, erschien bei Michaelis.

Friedrich Schlegel aber blieb vorläufig noch in Verbindung mit diesem. Die lockenden finanziellen Bedingungen hatten es ihm angetan; eine Großzügigkeit, die Michaelis ja nichts kostete. In den Bemühungen Michaelis' haben wir also eine Spekulation auf zukünftige erfolgreiche Werke zu sehen, eine Spekulation ohne eigenes Risiko.

Daß Schlegel seinem Verleger doch nicht so ganz traute, zeigt uns eine Warnung an seinen Bruder. „Daß Du die Vorsicht gebraucht hast, Dir die Zahlung des Honorars sogleich auszubedingen, finde ich sehr ratsam. Ich wüßte doch auch nicht, wie Du den Kontrakt könntest rückgängig machen. Auf jeden Fall aber handle so, als ob ich nicht mit ihm in Verbindung wäre, denn man kann nicht in der Seele eines andern trauen"[27]). Aber auch Friedrich mußte bald schlechte Erfahrungen machen. Sein Buch „Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Altertum. Erster Band", das er zum größten Teil schon im Oktober 1795 ablieferte, erschien erst zu Beginn des Jahres 1797.

Eine Tatsache dürfen wir hier ebenfalls nicht unerwähnt lassen, nämlich die, daß Michaelis es war, der Friedrich Schlegel mit Johann Friedrich Reichardt zusammenbrachte. Dieser, Musiker und Herausgeber

der Zeitschrift „Deutschland", war Gegner Schillers. Michaelis legte ihm, wie die schon oben zitierte Briefstelle zeigte, die ersten Bogen des Schlegelschen Manuskriptes vor und Reichardt brachte daraus unter dem Titel „Goethe. Ein Fragment von A. W. Schlegel." 1796 im zweiten Stück seiner Zeitschrift „Deutschland" einen Vorabdruck. Die falsche Verfasserangabe berichtigte August Wilhelm im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur Zeitung[28]). Zu gleicher Zeit aber zeigte Michaelis Reichardt eine Rezension des Schillerschen Musenalmanachs auf das Jahr 1796, die Friedrich Schlegel verfaßt hatte und die sich gerade in Michaelis' Händen befand. Schlegel gab hier eine scharfe und teilweise beißende Kritik dieses Almanachs von sich. Reichardt war sofort bereit, sie zu drucken, obwohl schon eine günstige Besprechung in seiner Zeitschrift erschienen war[29]). Diese Kritik bildete einen der Ansatzpunkte, an denen sich der Gegensatz Schlegels zu Schiller entwickelte. In Reichardts „Deutschland" fand er auch die Zeitschrift, die seine Angriffe mit Freuden aufnahm, als es, nicht ohne Verschulden Schillers, zum Ausbruch des Kampfes kam.

Der Streit mit Schiller mußte Schlegels Stellung bei der Enge der Jenaer Verhältnisse auf die Dauer dort unhaltbar erscheinen lassen. So sah er sich nach einem anderen Wohnort um. Daß er nun für seinen künftigen Aufenthalt Berlin erkor, scheint wieder Reichardt veranlaßt zu haben, der ihm durch die Mitarbeit an seinen Zeitschriften einen guten Verdienst bieten konnte. Reichardt war es dann auch, der Schlegel in den Salon der Henriette Herz und damit in die Berliner jüdischen Kreise einführte.

Berlin und Jena.

Es war, wie wir in den beiden vorhergehenden Kapiteln gesehen haben, keine harmonische und in sich gefestigte Persönlichkeit, die im Sommer 1797 in Friedrich Schlegel nach Berlin kam und hier in einen Kreis geriet, der keineswegs dazu geeignet war, einen Ausgleich seiner Kräfte hervorzurufen. Das gesellschaftliche Leben Berlins wurde fast vollkommen beherrscht von den jüdischen Salons, in deren Mittelpunkt intellektuell hochstehende Jüdinnen standen. Hier verkehrten die gebildeten Schichten Berlins, selbst der Adel fehlte nicht. Einen der Gründe für diese Tatsache zeigt Schleiermacher in einem Brief an seine Schwester Charlotte auf, wo er schrieb: „Daß junge Gelehrte und Elegants die hiesigen großen jüdischen Häuser fleißig besuchen, ist sehr natürlich, denn es sind bei weitem die reichsten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein öffentliches Haus halten, und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenierte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solchen Häusern einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige Talente sind, gern gesehen wird und sich auch gewiß amüsiert, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt —sehr gebildet sind, von allem zu sprechen wissen und gewöhnlich eine oder die andere Kunst in hohem Grade besitzen." Aber nicht nur der Reichtum der Juden, der es ihnen ermöglichte, ein „öffentliches Haus" zu halten, und die Möglichkeit, hier Fremde aller Länder anzutreffen, waren es, die die emporstrebenden jungen Kräfte anzogen, sondern hier wirkte vor allem die neue „ungenierte" Art der Geselligkeit, wie Schleiermacher es nannte, und der neue Geist, der sich hier kund tat und sich in den literarischen Zirkeln der Henriette Herz, Rahel Levin und Dorothea Veit bemerkbar machte. Auch in diesen Kreisen zeigte sich ein Suchen nach neuen Werten — hier findet sich auch eigentümlicherweise zum erstenmal ein gewisser Goethe-Kult —, vor allen Dingen war es aber die Art des Denkens, die zum Besuch dieser Kreise anreizte.

Dieses Denken erschöpfte sich zwar in der Hauptsache im Kritisieren und Zergliedern; es erhielt aber eine interessante und neuartige Wirkung durch einen Begriff, der ihm ein strahlendes und erhabenes Ziel setzte, nämlich den Begriff der Wahrheit. Unter Wahrheit und unter dem Suchen nach Wahrheit wurde hier weniger verstanden, die Gesetzmäßigkeiten des Daseins zu erkennen und eine klare Einsicht in den Zusammenhang und den Sinn der Lebensvorgänge zu erlangen, als vielmehr die Möglichkeit, alle Dinge, ob gut oder schlecht, sagen zu können. Alles, was irgendwie existierte, war wahr, und man mußte es deshalb sagen dürfen, das war die Parole, unter der dieses Denken lief. Was tat-

sächlich vorhanden, d. h. also „wahr“ ist, kann nicht schlecht sein, eine gefährliche Formulierung, die die alte Wertordnung zerstören mußte, die aber ihre Wirkung auf eine unsicher gewordene Zeit nicht verfehlte. Alles Niedrige, das im Menschen lebt, hat damit ein Recht, ja geradezu die Pflicht, vor die breiteste Öffentlichkeit gezogen zu werden, denn es existierte ja und war damit „wahr“.

Wie dies auf die Menschen dieser Zeit wirkte, sehen wir bei Varnhagen von Ense, der uns seine Eindrücke von einem Besuch bei Rahel Levin in seinen Denkwürdigkeiten folgendermaßen schilderte: „Ich war begierig, diese neuen Anschauungen zu verfolgen, diesen eigentümlichen Wahrheiten und großartigen Aufschlüssen, welche sich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und diese neuen, von Einsicht durchströmten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde... Hier fand ich das Wunder anzustaunen, daß Rahel, in gleichem Maße als andere sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innere zu enthüllen strebte, von ihren Begegnissen, Leiden, Wünschen und Erwartungen, mochten ihr dieselben auch zum Nachteil auszulegen sein, ja ihr selber als Gebrechen und Fehl erscheinen, mit eben solcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit sprach, als hätte sie nur Günstiges und Schmeichelhaftes anzuführen, sich nur der schönsten Glücksfülle zu rühmen gehabt“[2]).

Gerade bei Rahel ist diese Art des Denkens, die wir heute mit dem Worte zersetzend kennzeichnen und als typisch jüdisch empfinden, am ausgeprägtesten und am leichtesten nachzuweisen. Sie vertritt am stärksten diese Forderung des Wahrseins, welches sich im Negativen erschöpfte und keine neuen Werte zu schaffen vermochte. „Wenn man nur die Geschicklichkeit hätte, wahr sein zu können, so wäre es nicht möglich, sich je schämen zu dürfen,“ schrieb sie 1799. Worum es sich aber bei diesem Versuch „wahr zu sein“ handelte, das zeigt uns schon deutlich ein Satz aus einem Briefe an Brinkmann aus demselben Jahre, worin sie unter den Forderungen, die sie an einen Mann stellen müsse, den sie heiraten könne, unter anderm auch verlangte: „Reden muß ich können, was ich will; und mein Lästern muß er lieben“[3]); so zeigte denn auch ihr Briefwechsel, wie Henriette Feuerbach, die Stiefmutter Anselms bemerkte, „lauter Reflexionen, auflösende, fast vernichtende und zerstörende Reflexionen, geistige Anatomie“[4]). Henriette Feuerbach sagte dann weiter: „Manchmal tut das Zerlegen wohl, manchmal weh, immer aber ist es auf das höchste interessant. Indeß, wenn ich sagen sollte, daß mir's an einer Frau gefiele, müßte ich lügen. Diese bis auf die Spitze getriebene Aufrichtigkeit kann ordentlich das Schamgefühl verletzen. Ich meine, es muß auch am Geist manches verhüllt bleiben.“ In diesen Sätzen ist das Wesentliche an der Denkart Rahels fein heraus gefühlt. Zersetzung aller Werte, die vom losgelösten Intellekt her nicht zu begreifen sind.

Eine gewisse Materialisierung aller Bildungselemente ging damit Hand in Hand, wie wir schon an Formulierungen, wie die folgende, deutlich erkennen können: „Kenntnisse sind die einzige Macht“, schrieb hier Rahel 1793 an David Veit, „die man sich verschaffen kann, wenn man sie nicht hat, Macht ist Kraft, und Kraft ist alles; findet man denn einmal am Ende, daß alle unsere Spekulationen ein in Nichts zerfließendes Blendwerk waren, so bleiben uns dann die wirklichen, brauchbaren Kenntnisse, die uns

anderen vor- oder nachstehen machen, und die schon an und für sich genug gewähren, um auch noch unser Vergnügen daraus zu machen"[5]). Kenntnisse waren es denn auch, die sich diese Jüdinnen zu verschaffen wußten und die von den Zeitgenossen überschätzt und für Bildung gehalten wurden. So erlernten sie, wie Henriette Herz, mit emsigem Fleiß die verschiedensten Sprachen usw. Dieser eifrige Versuch aber, sich Kenntnisse und, wie man glaubte, damit Bildung anzueignen, entsprang demselben Wunsche, dem auch die vielen Übertritte zum Christentum, wie auch das Bestreben, sei es durch Heirat mit Adeligen oder auf einem der sonstigen Wege, sich eine mächtige und einflußreiche Stellung zu verschaffen, ihre Wurzel verdanken, nämlich dem Wunsche, aus dem Ghetto herauszukommen. Gleichzeitig zeigt sich hier auch, wie weit das orthodoxe Judentum ebenfalls schon im Zerfall begriffen war.

Typische Beispiele für diese Versuche einzelner Jüdinnen, in höhere gesellschaftliche Kreise einzudringen, bieten uns die beiden Schwestern Sara und Marianne Meyer. Sara Meyer heiratete nach ihrer Scheidung von dem jüdischen Kaufmann Lippmann-Wulff 1797 den livländischen Baron von Grotthus. Marianne aber ließ sich schon als Kind heimlich taufen, „um leichteren Zugang in die aristokratischen Kreise zu finden", sie heiratete dann den österreichischen Gesandten in Berlin, Fürsten Reuß, Heinrich XIV. Nach dem Tode des Fürsten, zu Beginn des Jahres 1799, führte sie dann „auf das Andringen ihrer neuen Verwandtschaft, die ihre Argumente wohl noch mit einer Pension unterstützten", den Namen einer Frau von Eybenberg[6]).

Die junge jüdische Generation wollte das Ghetto zersprengen, um die Freuden, welche Macht, Geld und Kultur bieten konnten, mitzugenießen. „Unbeschwert mit schwierigen philosophischen Problemen", so lesen wir in einem von jüdischer Seite herausgegebenen Buche über diese Kreise[7]), „hielt die neue Generation ein epikuräisches Genußleben für die von Mendelssohn als das Eigene des Weisen gekennzeichnete Glückseligkeit! An die Stelle der Selbstbesinnung in der Stille des Studierzimmers trat in Berlin ein Gemeinschaftsleben in Schöngeisterei, Schwärmerei und Lebensgenuß. Nach dem Vorbild der Französinnen, Madame de Sévigny, Madame Récamier, und der geistreichen Kurtisanen aus der Zopfzeit machten sich jüdische Damen zu Priesterinnen einer Schöngeisterei, die oberflächlich blieb, auch wenn sie sich ein philosophisches Mäntelchen umhängte."

So herrschte in den Salons ein Kult des Genusses. Diesem Genusse hatte alles zu dienen. Kenntnisse erwarb man, um sich daraus „ein Vergnügen zu machen" und auch die Goetheverehrung können wir von hier aus erklären, glaubte man doch, vor allem im „Wilhelm Meister", einen Teil seines epikuräischen Lebensideals wiederzufinden. Daß man Goethe dabei nicht verstand und sich dieses Mangels durchaus bewußt wurde, geht aus einem Bekenntnis Dorothea Veits hervor, wo es heißt: „Für mich ist ‚der Meister' ein Buch, das ich verehre, studiere, immer wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtnis kommt, das aber meiner innersten Natur so gerade entgegen ist, daß ich wohl sagen muß: Ich verstehe es nicht. Goethe selber macht mir denselben Eindruck wie ‚der Meister'"[8]).

In diesen jüdisch-intellektuellen Kreis hielt nun Friedrich Schlegel im Sommer 1797 seinen Einzug. Das genaue Datum seiner Ankunft in Berlin ist nicht festzustellen. Vermutlich kam er Ende Juli dort an, denn ein Brief Rahel Levins an Gustav von Brinckmann vom 2. August erwähnt ihn zum erstenmal. Sie schrieb da von Schlegel: „Sie vermuten es gewiß gar nicht mehr . . ., was Sie mir für eine Freude mit dem Schlegel machen“ und nennt ihn einen „Kopf, worin Operationen geschehen“[9]). Zugleich äußerte sie den Wunsch, ihn durch Brinckmann kennen zu lernen. Rahel hielt sich zur Zeit in Pyrmont auf, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Brinckmann ihr die Ankunft Friedrich Schlegels, den er in Jena kennen gelernt hatte, mitgeteilt. Schon am 31. August konnte sie dann Brinckmann berichten, daß sie Friedrich Schlegel gut kenne und seiner Vermittlung somit nicht mehr bedürfe[10]). Wir können annehmen, daß sie ihm in dem Salon der Henriette Herz begegnet war, wo Schlegel von Reichardt eingeführt wurde[11]).

Der Salon des Hauses Herz war eines der Hauptzentren der nach Bildung strebenden jüdischen Gesellschaft in Berlin; gleichzeitig war dieser Salon aber auch einer der geselligen Mittelpunkte der preußischen Hauptstadt. In diesen Kreis wurde, wie Henriette Herz in ihren Erinnerungen berichtete, „nach und nach wie durch einen Zauber alles hineingezogen, was irgend Bedeutendes von Jünglingen und jungen Männern Berlin bewohnte oder auch nur besuchte. Denn Selbstbewußtsein und Lebensfrische duldeten nicht, daß das einmal aufgesteckte Licht unter den Scheffel gestellt würde, und schon leuchtete es daher in weitere Fernen. Auch geistesverwandte weibliche Angehörige und Freundinnen jener Jünglinge fanden sich allgemach ein. Bald folgten auch die Freisinnigen unter den reiferen Männern . . .“[12])

Die bedeutendsten Persönlichkeiten Berlins gehörten diesem Kreise an, so unter anderen die Brüder Humboldt, Gentz, Ramler, Engel, Moritz, Dohm und die Brüder Schlegel. Aber kein undefinierbarer „Zauber“, wie Henriette Herz es darstellte, führte diese Männer in ihren Salon. Die Jüdinnen, die die Seele dieses Zirkels bildeten, hatten vielmehr ein sehr reales Interesse, gelang es ihnen doch hierdurch, sich aus ihrer Isoliertheit zu lösen und in den Kreis der deutschen Bildung einzudringen. So finden wir sie denn auch eifrig bemüht, führende Köpfe in ihre Salons einzuführen, sahen wir doch schon, wie Rahel sofort, nachdem sie von der Ankunft Schlegels in Berlin erfahren hatte, versuchte, mit diesem, dessen Genialität sie witterte, bekannt zu werden.

Teekränzchen und literarische Lesegesellschaften gaben den Rahmen für die Zusammenkünfte. Die bedeutendste dieser Gesellschaften war am Ausgange des Jahrhunderts die „Mittwochsgesellschaft“, die von Feßler begründet worden war und ihren Namen nach dem Tage des Zusammentreffens erhalten hatte.

In diesen Kreis wurde Friedrich Schlegel eingeführt, und hier fand seine Genialität einen Raum, der allen seinen Kräften und Neigungen die freieste und ungebundenste Auswirkungsmöglichkeit bot. In der „Mittwochsgesellschaft“ lernte Schlegel auch Schleiermacher kennen, der zu Henriette Herz in einem äußerst freundschaftlichen Verhältnis stand. Im Hause der Herz sahen sie sich dann häufiger und bald verband die beiden die

innigste Freundschaft[13]). Die größte Bedeutung aber sollte für ihn die Bekanntschaft mit der Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea Veit, haben, die er ebenfalls in diesem Kreise, d. h. in dem Salon der Henriette Herz, machte. „Sogleich bei diesem ersten zufälligen Zusammentreffen", so hören wir von der Herz, „machte sie (Dorothea) einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er sogar mir bemerkbar wurde. Nicht lange, und das Gefühl war ein gegenseitiges, denn Schlegel konnte in der Tat ein liebenswürdiger Mann genannt werden, und mußte allen Frauen gefallen, welchen er gefallen wollte"[14]).

Dorothea, die 9 Jahre älter war als Friedrich Schlegel, war seit 1780 mit dem Berliner Bankier Veit verheiratet. Dieser, der noch fest in seinem Judentum wurzelte, ihr aber geistig nicht gleichwertig zur Seite stehen konnte, vermochte ihr, die wie die große Masse der jüngeren Jüdinnen aus dem engen Kreis herausstrebte und sich die deutsche Bildung anzueignen versuchte, nicht zu bieten, was sie hätte zufrieden stellen können. Sie fühlte sich deshalb in ihrer Ehe unglücklich. Auch ihre beiden Kinder, zwei weitere waren schon früh gestorben, konnten der Ehe keinen tieferen Sinn und keine festere Bindung geben. Mit welchen Gefühlen sie ihr Zusammenleben mit Veit ertrug, ersehen wir deutlich aus einem Brief, den sie nach ihrer Scheidung an Brinckmann richtete, und worin es heißt: „. . . solange ich lebe, ist dies das erste Mal, daß ich von der Furcht frei bin, eine unangenehme Unterhaltung, eine lästige Gegenwart, oder gar eine demütigende Grobheit ertragen zu müssen." Einige Sätze weiter schrieb sie: „Es war noch eben Zeit — hätte ich diesen letzten glücklichen Moment nicht festgehalten, so wäre es dann zu spät gewesen, und — glauben Sie mir — ich hätte es nicht ertragen — was die Welt ein geehrtes Alter nennt, wäre für meine Überzeugung ein schmachvolles Alter gewesen, und dies wollte ich nicht erleben. — Mein Tod war beschlossen, wenn ich hätte unwürdig leben müssen!"[15])

Diesen Worten können wir entnehmen, wie wenig sie diese Ehe zufrieden zu stellen vermochte; sie zeigen aber auch schon in ihrer Formulierung, woher Dorothea nun, nach 17jähriger Ehe, die Kraft zur Scheidung nahm. Ihr Verbleiben in dieser Ehe empfand sie jetzt als entwürdigend, demütigend und schmachvoll. Diese Auffassung hatte sie ohne Zweifel von Friedrich Schlegel, der eine Ehe ohne gegenseitige Liebe der Ehegatten mit dem Ausdruck „Konkubinat" belegte und selbst Versuchen in der Ehe ihre Berechtigung zuerkannte[16]). Dorothea selbst gab dies zu, wenn sie sagte: „. . . daß ich es bis jetzt noch nicht getan habe (nämlich sich scheiden zu lassen), ist unverzeihlich von mir, zu meiner Verteidigung kann ich nur das einzige anführen, daß ich bis jetzt meine Rechte eigentlich gar nicht kannte, die Freunde, denen ich mich entdeckte, nicht meiner Meinung waren, so daß ich mich fürchtete, ganz allein stehen zu müssen. — Schlegel, Schleiermacher und die Herz haben mich jetzt redlich unterstützt . . ."[17])

Friedrich Schlegel war bei dieser Verbindung der aktivere Teil, wie es ja auch schon aus dem oben zitierten Bericht der Henriette Herz hervorging: „Doch sogleich bei diesem ersten zufälligen Zusammentreffen machte sie (Dorothea) einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er sogar mir bemerkbar wurde", und: er „mußte allen Frauen gefallen, denen er gefallen wollte"[18]). Was Friedrich an Dorothea reizte, das war, neben

der für ihn neuartigen und interessanten Geistigkeit, ihre üppige, mütterliche Weiblichkeit. Schön war sie keineswegs zu nennen.

Das Verhältnis zwischen Dorothea Veit und Friedrich Schlegel hatte sich sehr schnell immer intimer gestaltet. Wahrscheinlich im August 1797 lernte er sie bei Henriette Herz kennen, und schon bald war sie seine erklärte Freundin. Unter dieser Bezeichnung — „eine Freundin von mir" — erwähnte er sie zum ersten Male in einem Briefe an seinen Bruder August Wilhelm[19]). Zunächst berichtete er von Dorothea, ohne dabei ihren Namen zu nennen, so auch in den ersten Briefen des Jahres 1798; sie war einfach seine „Freundin". So schrieb er Ende März 1798: „Zu allem Gedränge und Unglück kommt noch, daß meine Freundin vor vier Tagen tötlich krank war"[20]); in einem anderen Brief hieß es: „Meiner Freundin geht es immer noch schlecht"[21]), und am 28. April berichtete er von der Verteilung der Athenäumsexemplare: „Ich gebe ein Exemplar an Schleiermacher, eins an meine Freundin, die sich durch beschwerliche Abschriften der Fragmente um das Athenäum verdient gemacht hat . . ."[22]) Diese letzte Nachricht zeigt uns, wie weit das Verhältnis nun gediehen war. Dorothea versuchte sich jetzt schon nützlich zu machen. Wir werden später sehen, welchen Zweck sie damit verfolgen konnte.

Bezeichnenderweise vermochte Dorothea schon in dieser Zeit nicht, Schlegel vollkommen zu fesseln. Wenn der undatierte Brief Dorotheas an Rahel, den Körner veröffentlicht hat und der zweifellos aus der ersten Berliner Zeit stammt[23]), sich tatsächlich auf Schlegel bezieht, dann scheint es doch so, als ob dieser schon von Anfang an in seinen Neigungen zwischen diesen beiden Frauen geschwankt habe. Daß dies zumindest später der Fall war, geht einwandfrei aus einer Reihe von Zeugnissen hervor, worauf Körner ebenfalls hingewiesen hat. So heißt es in dem Nekrolog auf Dorothea in der Allgemeinen Zeitung vom 29. 8. 1839: „Dorothea stand ihrem Mann hoch über allen Frauen. Sie war ihm Leben und Wesen, alle anderen nur Erscheinung. Nur Rahel glänzte in ihm als ein Stern erster Größe. Er empfand für sie, er hatte ihr in sich einen Altar errichtet, wo die Flamme der Weihe nie erlosch"[24]). Verfaßt wurden diese Sätze von Helmina von Chézy, die mit Friedrich und Dorothea eng befreundet war.

Die Empfindungen für Rahel können nur dieser ersten Berliner Zeit ihre Entstehung verdanken, wenn sie auch später noch, wie wir sehen werden, wieder aufloderten. Daß Rahel sich für Schlegel, noch ehe sie ihn kannte, interessierte, haben wir gesehen. Möglich ist, daß Dorothea, indem sie sich schon in dieser Zeit nützlich zu machen suchte, hierdurch, d. h. durch ihre Einordnung in den Schlegelschen Interessenkreis, ein Gegengewicht schaffen wollte gegen den Reiz des Rahelschen Intellektes, gegen den sie nicht aufkommen konnte.

Trotz des intimen Verhältnisses Friedrich Schlegels zu Dorothea Veit war zunächst von einer Scheidung derselben von Veit noch nicht die Rede. Erst nach seiner Dresdener Reise im Sommer 1798 hören wir davon, so daß wir annehmen können, daß Friedrichs Schwester Charlotte, die sich auch später um eine Legalisierung des so viel Staub aufwirbelnden Verhältnisses bemühte, ihn dazu bewogen hat. Hinzu kommt noch, daß zu dieser Zeit eine Abkühlung in Schlegels Beziehungen zu Rahel

Levin eingetreten sein muß, die ihm die Entscheidung leichter machte. Die Rückreise von Dresden, wo er mit seinem Bruder August Wilhelm und Novalis zusammengetroffen und auch Schelling kennen gelernt hatte, machte er mit Rahel gemeinsam. Noch ganz im Banne der Unterhaltungen in Dresden muß er den Gegensatz der jüdischen Geistigkeit Rahels dazu wohl unangenehm gespürt haben, denn in einem Brief an Schleiermacher vom 8. September 1798 erklärte er: „Mein Verstand hat ohnedies durch den Herbst, die Reise, die Levi, den Schnupfen, die Lektüre der Garneßgesellschaft sehr gelitten"[25]).

Nach dieser Reise wurde die Scheidung eifrigst betrieben. Die Vermittlung in dieser Angelegenheit übernahm Henriette Herz, die davon in ihren Erinnerungen folgendermaßen berichtet: „Veit wollte anfangs von einer Trennung nichts wissen. Bei dem äußerlich durchaus einträchtigen, ja freundlichen Verhältnis zwischen den Eheleuten hatte er kaum eine Ahnung von der inneren Unbefriedigung seiner Frau. Ich war genötigt, ihm einen Blick in ihr Inneres zu eröffnen und dieses hatte seine endliche Einwilligung zur Folge"[26]). Noch am 6. November war die Frage völlig unentschieden, wie aus einem Brief Dorotheas an Schleiermacher hervorgeht: „Veit hat gestern Abend noch viel mit der Henriette gesprochen, woraus ich denn ersehe, daß wir in unserer Sache eben keine großen Fortschritte gemacht haben . . ."[27])

Friedrich selbst wandte sich zu dieser Zeit in einem Briefe, der sein Dasein den finanziellen Schwierigkeiten, in denen er sich befand, verdankte, an Novalis. „Ich schrieb Dir vor etwa 14 Monaten von einer Freundin. Sie ist seitdem von Stufe zu Stufe meine Frau geworden und wird es ewig bleiben. In bürgerlicher ist sie indessen noch die Frau eines anderen Mannes, obgleich sie in ehelicher seit Jahren von ihm geschieden ist. Ich werde mich nie von ihr trennen, und wünschte nichts mehr, als vereinigt mit ihr zu leben, gleichviel in welcher Form. — Mein Wunsch hätte sich der Gelegenheit fügen und warten müssen; nun hat ihn aber diese übereilt, und wir sind in Streit und Unterhandlung mit dem Manne, welchem ihre Eltern und ihre Unerfahrenheit sie preisgegeben haben. — Wie und wann es endigen wird, weiß ich noch nicht. Es ist noch alles ein Chaos von Verdrießlichkeiten. Aber das weiß ich, daß ich, es mag auch kommen, wie es will, Geld brauche, mehr als ich jetzt habe für den Moment: denn vor der Zukunft ist mir nicht bange. Vielleicht hängt unsere Freiheit von dem Besitz einer Summe ab. — Denn obgleich die Rückgabe ihres kleinen, aber mehr als für die erste Einrichtung hinreichenden Vermögens, wenn wir mit unserem Gegner gütlich auseinanderkämen, am wenigsten Schwierigkeiten machen würde, so können wir doch eben nicht wissen, ob es möglich ist, gütlich zu scheiden. Auch außerdem bin jetzt unmittelbar in Not geraten, da meine Lage hier eben durch diese Verdießlichkeiten auf manche Weise gehemmt und verschlimmert wird"[28]).

Nichts kennzeichnet uns mehr die Art des Verhältnisses zwischen Friedrich und Dorothea — neben dem noch Beziehungen Friedrichs zu Rahel Levin Platz fanden -- als die Tatsache, daß er in einem Briefe, der nur elf Tage später, am 27. November 1798, verfaßt worden ist, schreiben konnte: „Jetzt, da wir beide noch jung sind, macht es eigentlich nichts aus, daß sie sieben (in Wirklichkeit neun!) Jahre älter ist. Aber

wenn es ihr nicht länger anständig ist, meine Frau in diesem Sinne zu sein, dann bin ich noch sehr jung, und werde, wenn ich mich auch ganz ohne Rücksichten wie ein Fremder beurteile, ebenso wenig ohne Frau leben als mich mit einer Gesellin begnügen können. Sie würde wahrscheinlich nicht meine letzte Liebe sein, wenn sie auch meine einzige wäre; so wie ihre zu mir nicht die erste ist"[29]). An den hier ausgedrückten Überlegungen läßt sich aber auch deutlich der unausgeglichene Charakter Schlegels erkennen. Sein Intellekt zerlegte und konstruierte an seinen Gefühlen, eine Haltung, die wir bei Menschen ohne inneren Halt, ohne eigene Substanz antreffen können. Diese Charakteranlage grenzt eng an Wesensmerkmale des jüdischen Menschen.

Die Scheidung wurde intensiv weiterbetrieben, und einen Monat später konnte Schlegel Novalis schon die bevorstehende Scheidung mitteilen. „Nun wird die Welt schon klar; heute sehe ich meine Freundin zum erstenmale in ihrer eigenen Wohnung, und in kurzer Zeit ist sie geschieden. Es ist alles gütlich verhandelt, und auch der Punkt des Vermögens nach Billigkeit abgemacht"[30]). Daß Dorothea eine eigene Wohnung beziehen würde, sie zog in die Ziegelstraße, „einem damals sehr abgelegenen Teile der Stadt", wie wir von Henriette Herz erfahren[31]), hatte Friedrich zwei Tage vorher, am 15. Dezember, auch an Caroline Schlegel berichtet, wobei er bemerkte, „daß sie noch vor acht Tagen geschieden sein" würde[32]). Die Scheidung verzögerte sich aber noch bis Anfang Januar, wie aus einem Briefe Dorotheas an Brinckmann zu entnehmen ist[33]).

Der Fall hatte in Berlin großes Aufsehen erregt, woran sich aber Friedrich Schlegel wenig störte. Er besuchte Dorothea oft, „er aß bei ihr und war fast immer um sie; seine literarische Tätigkeit war eben damals eine bedeutende, und er arbeitete gerne unter ihren Augen, ja mit ihrem Beirat"[34]). Dieses Verhältnis mußte um so anstößiger wirken, da Friedrich eine Eheschließung, die er eine „verhaßte Zeremonie" nannte[35]), ablehnte. Freilich spielten noch eine Reihe anderer Gründe hierbei eine Rolle, die doch wohl den Ausschlag gaben. So schrieb Friedrich an Novalis: „Eigentlich heiraten werde ich sie nicht, denn das ist die einzige Bedingung, unter der man ihr den jüngsten Sohn lassen will und kann. Es ist mir auch viel lieber, wenn keine Zeremonien nötig sind. Meine Freundin ist nämlich durch einen sinnreichen Zufall die Tochter des alten Mendelssohn. Das ist eben der Stein des Anstoßes gegen jene Zeremonie. Denn durch eine Taufe würde die Familie mehr als billig beleidigt werden"[36]). Man legte Wert darauf, die Familie Mendelssohn und auch Veit nicht „mehr als billig" zu beleidigen, weil Friedrich Dorotheas Vermögen schon aus eigenem Intreesse erhalten wollte. Hierzu war es notwendig, die Scheidung auf „gütlichem" Wege durchzuführen. Von dieser Finanzpolitik Schlegels werden wir später noch zusammenhängend zu sprechen haben.

Die Freunde, Schleiermacher, Novalis und auch Caroline Schlegel, wie seine Schwester Charlotte Ernst, traten für eine Legalisierung dieses Verhältnisses ein. So schrieb Novalis am 20. Januar 1799 an Friedrich: „Du und Deine neuen Verhältnisse waren der Hauptgegenstand unseres Gesprächs (bei Charlotte Ernst). Ein Wunsch bleibt uns noch übrig:

Diese Verhältnisse auch bürgerlich sanktioniert zu wissen, wenn es möglich wäre, da die Unannehmlichkeiten nicht zu übersehen sind, die für Euch daraus entspringen können"[37]). In einem Brief desselben an Caroline hieß es: „Auch über Friedrichs glückliche Verbindung habe ich mich innig gefreut. Freilich sähe ich auch die bürgerliche Verbindung sehr gern, wenn es möglich wäre . . ."[38])

Gegen Schleiermachers Mißachtung ihrer Gründe, sich nicht taufen und trauen zu lassen, mußte Dorothea sich noch ein Jahr später von Jena aus zur Wehr setzen. Dieser Brief macht auch deutlich, daß der Hauptgrund, der gegen diesen Schritt sprach, tatsächlich der Wunsch Dorotheas war, ihren jüngsten Sohn Philipp bei sich zu behalten. So schrieb sie: „Sie behaupten, Sie hätten keinen Respekt für meine Gründe, mich nicht taufen zu lassen. Wie so das? Verdienet die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung, so weiß ich doch nicht, wodurch ich sie sonst bei Ihnen erhalten könnte. Besonders, daß ich ein solches Glück mir versage, bloß dieser Absicht zu Gefallen. Ich habe es Veit versprochen, mich nicht zu verheiraten, solange ich den Philipp behalte, oder vielmehr ich behalte ihn nur solange, bis ich mein Versprechen zurücknehme. Philipp bedarf meiner jetzt noch unmittelbar und er ist von so zarter reizbarer Natur, daß ich ihn jetzt noch nicht weggeben kann. In einigen Jahren bin ich ihm alsdenn wieder nicht genug, und wir müssen alsdenn weitersehen. An Veit würde ich ihn nur sehr ungern zurückgeben, lieber in eine gute Pension, was meinen Sie zu Hülsen? Sobald ich meinen Philipp erst soweit hätte, so war mein Plan mich allerdings trauen zu lassen. Die Sachen drohen aber sich so zu wenden, daß vielleicht eine schnellere Katastrophe von der größten Notwendigkeit ist. Sie sehen, wie meine Mutter gestimmt ist, und wo sollen wir sonst hin in unseren Verhältnissen? Auch mit Ihnen und mit unserm besten Freund würden wir wohl wahrscheinlicher einig werden, wenn es geschähe, sie sind ja alle dafür! Also wenn Sie es für Recht und in unserer Lage für das Beste halten, so mag es geschehen. Aber unter keiner anderen Bedingung, als daß Sie beide Handlungen verrichten, weil das allerstrengste Geheimnis dabei notwendig ist, das nur zu seiner Zeit offenbar werden muß. Fichte und Alexander Dohna sehe ich nächst Ihnen für meine besten Freunde an, und diesen beiden mögen Sie alles mitteilen, und mit ihnen überlegen, wie es am besten zu veranstalten sei! Ihr alle würdet Euch doch besser in uns finden, wenn wir getraut werden, auch Hardenberg und Charlotte (Ernst); wer wird um solche Freunde nicht tun, was man auch sonst vielleicht nicht getan hätte? Ich habe zugleich den Plan gemacht, im Falle die Mutter unvernünftig bleibt, so bleiben wir nur so lange in Berlin, bis diese Tathandlungen geschehen sind, alsdenn suche ich Veit zu bereden, daß er den Philipp gleich zu Hülsen gibt, und ich gebe mich mit Friedrich auch bei Hülsen in Kost, er wird nichts dagegen haben, wenn man ihn ins Geheimnis zieht"[39]).

Diese Sätze zeigen deutlich die Schwierigkeiten, mit denen Friedrich und Dorothea zu kämpfen hatten. Das Verhältnis zwischen beiden wurde allgemein als anstößig empfunden, und wenn auch die Freunde sich für vorurteilslos hielten, so sahen sie doch lieber, wenn dieses Ver-

hältnis legalisiert wurde. Daß Dorothea Jüdin war, trug nur noch zur Vermehrung dieser Schwierigkeiten bei. Der Schluß dieser Briefstelle beweist uns, daß Dorothea, um ganz in diesen Freundeskreis aufgenommen zu werden und auch, um ganz in den Kreis der deutschen Bildung aufgehen zu können, d. h. sich zu assimilieren, einen der Gründe, die mitbestimmend waren für die Hingabe an Friedrich Schlegel, den Willen hatte, auch den letzten Schritt dazu zu tun.

Die Widerstände, die sich Friedrich und Dorothea in Berlin entgegenstellten, machten es ihnen unmöglich, weiter dort zu leben. Die meisten Schwierigkeiten bereitete ihnen, wie wir aus dem oben zitierten Brief an Schleiermacher schon erfahren haben, Dorotheas Mutter. Sie mißbilligte in äußerst scharfer Weise das Verhalten ihrer Tochter, so daß es für diese nicht mehr möglich war, noch weiter in Berlin zu bleiben. „In Berlin kann ich aus vielen Gründen nicht leben", schrieb Dorothea am 9. März 1799 an Caroline Schlegel[40]), die ihr den Vorschlag gemacht hatte, nach Jena überzusiedeln. Über dieses Anerbieten, das sie aus einer Zwangslage befreite, war sie bgeeistert. „Ich wünschte recht sehr, einmal eine Zeit lang mit Ihnen leben zu können . . . Wo könnte ich lieber sein wollen als bei Ihnen. Und welches Heil für Friedrich!"[41])

So wurde dieser Plan denn auch ausgeführt und am 6. Oktober 1799 traf Dorothea, von Friedrich, der schon vorausgereist war, sehnlichst erwartet, in Jena ein. Hier wohnten die beiden mit August Wilhelm Schlegel, dessen Gattin Caroline, deren Tochter Auguste Böhmer und zeitweise auch dem Ehepaar Tieck in einem Hause zusammen. August Wilhelm hatte Dorothea schon bei einem Besuche in Berlin im Mai 1798 kennen gelernt, während die beiden Frauen sich jetzt zum erstenmal sahen.

Daß Dorothea und Caroline schlecht zueinander passen könnten, hatte Friedrich Schlegel geahnt, heißt es doch in einem Briefe an seinen Bruder vom 29. Januar 1799: „Ich mag nicht mit Dorothea nach Jena kommen, ehe Caroline sie nicht kennt"[42]). Vielleicht war er sich der Unterschiede, die die beiden Frauen voneinander trennten, bewußt. Beide hatten den Willen, zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu gelangen, dieses scheiterte aber letzten Endes an der verschiedenen Wesensart. Während Caroline unbekümmert ihren Weg ging und instinktsicher ihre Urteile fällte, war Dorothea sehr bewußt. Aus ihren Jenaer Briefen, in denen sie die Schwächen Carolinens darstellte, spürt man Gedankenkälte und analysierende Denkweise. Ihre Urteile sind manchmal hart, ja beleidigend. So schrieb sie zum Beispiel an Rahel Levin von Novalis: „Seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachteil verändert, ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren"[43]). Daß sie mit dieser ihrer Art einige Male Anstoß erregte, ist leicht zu begreifen. Zeugnis für einen dieser Fälle bietet uns ein Schreiben an Professor Paulus, in dem Dorothea sich wegen eines Briefes entschuldigte, der häusliche Verhältnisse der Familie Paulus beschrieben hatte. In dieser Entschuldigung heißt es: „Und wenn Sie wirklich glauben wollen, gegen mich auf der Hut sein zu müssen, wovon könnte am Ende dieser Brief wohl ein Dokument sein? Er enthält doch weiter nichts, wie scheinbar gültig auch Ihre Beweise seiner Bosheit sein mögen, und Nichts weiter, als die flüchtigen Resultate von verschiedenen Beobachtungen Ihres häuslichen Lebens, und von einigem, was Dalton

uns aus seinen Gesprächen mit Ihnen unschuldig mitteilte, aufgeschrieben in einer halb mutwillig ausgelassenen, halb durch allerlei Widersprüche aufgereizten, verstimmten Laune, an Friedrich mitgeteilt, dem einzigen, dem ich es je mitgeteilt haben würde und vielleicht, ja wahrscheinlich gewiß, von uns beiden geschwind vergessen! Welche boshafte Absicht, wollen Sie mich wieder in Ihr Vertrauen aufnehmen, könnte man in so unbesonnener Mitteilung wohl finden wollen und großer Gott! welche boshafte Absicht könnte ich jemals gegen Sie haben?"[44])

Boshafte Absicht werden wir Dorothea wohl kaum vorwerfen können, es liegt vielmehr in ihrer Charakteranlage und jüdischen Wesensart, daß sie all die großen und kleinen Dinge des Lebens sezierte und sie so der Mitwelt vorstellte. Wir finden hier bei Dorothea denselben Zug, den wir bei Rahel, mit einem philosophischen Mäntelchen verkleidet, kennen gelernt haben, nur daß sie sich im allgemeinen auf kleinere Angelegenheiten beschränkte. Ihre Äußerungen wirkten in der Form rein sachlich, sie enthielten Dinge, die zumindest einen wahren Kern hatten und doch war ihre Wirkung nicht rein, sie ließen einen Stachel zurück.

Zunächst schien das Verhältnis zwischen den beiden Frauen, entsprechend ihrem beiderseitigen guten Willen, sich sehr gut anzulassen. So schrieb Caroline am Tage der Ankunft Dorotheas an ihre Tochter Auguste: „Diesen Mittag kam die Veit an, nachdem Friedrichs Ungeduld aufs höchste gestiegen war. Also nun ist sie da — da ist sie — merke Dirs wohl. Sie hat ein nationales, c'est à dire jüdisches Ansehn, Haltung und so weiter. Hübsch kommt sie mir nicht vor, die Augen sind groß und brennend, der Unterteil des Gesichts aber zu abgespannt, zu stark. Größer wie ich ist sie nicht, ein wenig breiter. Die Stimme ist das Sanfteste und Weiblichste an ihr. Daß ich sie lieb gewinnen werde, daran zweifle ich keineswegs"[45]).

Dorothea berichtete von Jena an Rahel: „Und mit welchen Menschen lebe ich? In den sechs Wochen, die ich nun hier bin, habe ich noch nicht ein einziges Wort gehört, das mir eine unangenehme Empfindung gemacht hätte. Mit Carolinen bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr aufs Beste, und das ist nicht so etwas Leichtes; denn sie schmeichelt nicht ein einziges Mal und tut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich mußte also von ihrer Seite eine etwas scharfe Prüfung ausstehen, eh' sie mir gut ward, freundlich war sie aber von Anfang an. Was mir aber schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit"[46]).

Dies gute Verhältnis, welches sich in Jena unter den Hausbewohnern anzubahnen schien, sollte nicht von langem Bestand sein. Wie Dorothea schon bald nach ihrer Ankunft bemerkt und Rahel mitgeteilt hatte, liebte Caroline August Wilhelm nicht[47]). Sie war vielmehr von einer tiefen Neigung zu Schelling ergriffen worden, die auch von diesem erwidert wurde. Das Verhältnis konnte nicht lange unbekannt bleiben, Friedrich war für reinliche Scheidung und trat damit in offenen Gegensatz zu Caroline, die noch am 6. März 1801 an August Wilhelm schrieb: „Ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind"[48]). Für die feinen und innigen Beziehungen, die sich hier angesponnen hatten, besaß Friedrich überhaupt keinen Sinn. Es mußte deshalb so kommen, „daß zwischen Caro-

line und Friedrich sich eine gewisse Antipathie" entwickelte, wie Dorothea schon am 14. Februar 1800 an Schleiermacher berichtete[49]). Eine Reihe anderer Gründe, die zur Vermehrung dieser Verwicklungen beitrugen, mögen hier, als für unser Thema unwichtig, unerwähnt bleiben.

In den nun einsetzenden Streitigkeiten hatte Dorothea sich anfangs „über keine Art von Unbill zu beschweren"[50]), während sich später über ihrem Haupte der ganze Haß Carolinens entlud. Daß Dorothea völlig schuldlos diesem Hasse verfiel, haben wir keinen Grund anzunehmen. Dorotheas Art der Berichterstattung über Carolinens Verhältnis zu Schelling, die Art, die wir schon oben als aus ihrem jüdischen Wesen entsprungen, an einem anderen Fall zu charakterisieren versuchten, wird viel zur Verschärfung des Konfliktes beigetragen haben und hat ohne Zweifel auch auf Friedrich gewirkt. Außerdem war es Dorothea, die die Jenaer Öffentlichkeit von diesen Dingen unterrichtete und den übelsten Klatsch über Karoline verbreitete[51]).

So war es nicht allein die Liebe Dorotheas zu Friedrich, die sie in Gegensatz zu Caroline treten ließ, wie sie es darzustellen versuchte, wenn sie sagte: „Friedrich begegnet sie aber höchst unwürdig, und sie ist durchaus nicht im Stande, ihn zu begreifen, sie ist ganz übermütig gegen ihn; und dies ist der Punkt, worüber ich keinen Scherz verstehe!"[52]) Es war vielmehr ihre Klatschsucht, die auch Caroline in einem Brief an August Wilhelm betonte, die zu dem abgrundtiefen Hasse führte, den diese auf sie warf, einem Hasse, der sie zu folgender, nicht gerade liebenswürdiger Äußerung trieb: „Mir ist selbst oft, als könnte ich nicht ruhig sterben, ohne mich mit ihm (Friedrich) zu verstehen. Wenn sie (Dorothea) nur jemand totschlagen wollte, ehe ich stürbe"[53]). Friedrich war für Caroline zuletzt nur noch das Opfer dieser „Furie"[54]), von der er nicht mehr loskommen könne.

Hatte Caroline schon vorher Dorotheas „jüdisches Ansehn, Haltung und so weiter" festgestellt, so spielte sie deren Judentum in ihrem Kampfe nun aus. So schrieb sie an August Wilhelm: „Sie (Dorothea) strebt mit einem starken Mißgefühl ihrer Nationalität nach einer bürgerlichen, wenigstens geselligen Existenz und auf den Ruin, den ich über mich gebracht hatte, dachte sie sich zu gründen"[55]). Das Bestreben Dorotheas nach einer gleichberechtigten gesellschaftlichen Stellung hat Caroline also herausgefühlt; wie weit sie aber in dem daraus abgeleiteten Vorwurf Recht hatte, das können wir heute nicht beurteilen, da uns dazu die nötigen Unterlagen fehlen. Sicher ist jedoch, daß die oben erwähnten, rassisch bedingten Wesensunterschiede viel zur Verschärfung des Konfliktes beigetragen haben.

Durch diese Vorkommnisse war die Einheit des jenaischen Kreises zerstört worden. Da die Vorlesungen in Jena ebenfalls nicht den gewünschten Erfolg brachten, sah sich Friedrich nach einem neuen Betätigungsfeld um. Diesem Zwecke wird auch ein zweimonatiger Besuch in Berlin gedient haben, der uns aber aus anderen Gründen interessiert. In die Zeit seines Aufenthaltes dort fallen nämlich die engsten nachweisbaren Beziehungen zu Rahel Levin.

Vom 2. Dezember 1801 bis Ende Januar 1802 befand sich Schlegel wieder in der preußischen Hauptstadt, während Dorothea in Jena zurückgeblieben war. Von dem Verhältnis zwischen Friedrich und Rahel während dieser Monate geben uns eine Reihe von Briefen Auskunft. Da

Schlegels Koffer mit den Kleidern in Halle auf der Post liegen geblieben war, und er so keine Besuche machen konnte, teilte er Rahel seine Ankunft schriftlich mit. „Liebe Freundin", so heißt es in diesem ersten Briefe, „ich empfinde eine solche Sehnsucht Sie zu sehen, daß ich's nun nicht länger ertragen kann und Ihnen wenigstens schriftlich sagen muß, daß ich hier bin, und nichts mehr wünsche, als sie viel, recht viel zu sehen"[56]). Schon dieser Brief zeigt uns, wie freundschaftlich die Beziehungen waren. Sie gestalteten sich in dieser kurzen Zeit immer intimer. Alle Mitteilungen, die uns überliefert sind, tragen bis auf wenige kurze Sätze rein persönlichen Charakter. Nirgends befindet sich eine Andeutung von den Zwecken seines Besuches in Berlin oder von irgendwelchen Arbeiten, die ihn hier beschäftigten. Alles dies ging unter in dem Versuch, Rahel näher zu kommen. So fragte er z. B. an: „Sollte es denn wirklich möglich sein, daß Sie meine Freundin werden könnten?"[57]) Auch war in diesen Briefen fast ausschließlich von Schlegels Wunsch nach häufigen Besuchen bei Rahel, Freundschaft, ja von Liebe die Rede; so heißt es in einem derselben: „Dieses alles ist außerdem ein Beweis, wie sehr ich Sie liebe, weil ich nicht bloß von mir spreche. — Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich garnicht mehr von mir spreche; wenn ich sagen kann, was ich über Sie weiß. Aber auch dies ist wieder nicht ganz das, was ich sagen wollte. Recht begriffen habe ich Sie nicht, Liebe. — Aber ich weiß, was Sie gesagt haben, und noch mehr. Es ist nichts verloren gegangen. Ich bin glücklich, wenn ich auch traurig sein muß"[58]). Diese Sätze zeugen schon für die Stärke des Gefühls, das Friedrich für Rahel hegte. Nur scheint es so — den Eindruck machen diese Briefe —, daß Rahel zurückhaltender war. Es lag in ihrem Wesen, wohl Liebe zu genießen, aber nicht, sich derselben hinzugeben oder auch sie gleich stark zu erwidern.

Die beiden Monate des Aufenthalts in Berlin zeigen den Höhepunkt in den Beziehungen Schlegels zu Rahel. Daß ihre Gedankenwelt nicht ganz ohne Einfluß auf die Tätigkeit Friedrichs geblieben ist, darauf deutet schon eine Stelle in einem Briefe an dieselbe, wo er von einer republikanischen Schrift sprach, die in Paris verfaßt werden sollte[59]). Die Richtung dieses Werkes hätte dann wohl, wenn sie fertiggestellt worden wäre, sich stark an die von Weltbürgertum und „Freiheit" träumenden Flugschriften angeschlossen, von denen es in dieser Zeit nur so wimmelte. Für die politische Haltung des Judentums möge ein Satz Saul Aschers, eines jüdischen Literaten in Berlin, aus dem Jahre 1801 zeugen, in der es heißt: „Es wird kein Beobachter der menschlichen Natur und kein Kenner der Geschichte in Abrede sein, daß vielleicht Patriotismus die größte Geißel der Menschheit ist"[60]).

Eigenartig ist, daß der Plan Schlegels sonst nirgends Erwähnung fand, hier aber als bekannt vorausgesetzt wurde. Dieses und die Tatsache, daß wir von diesem Plan kurz nach seiner intimen Bekanntschaft mit Rahel Levin hören, weisen schon darauf hin, daß diese an seiner Entstehung mitbeteiligt war, hatten doch die Ideen der französischen Revolution gerade in den Berliner jüdischen Salons eine starke Stütze. Wie weit überhaupt der ganze Pariser Aufenthalt — auch Rahel wollte nach Paris kommen — hiermit zusammenhängt, ist nicht mehr zu klären. Daß man von dieser Seite eine politische Wirksamkeit der romantischen Freunde gern gesehen hätte,

beweist uns auch ein Brief Dorotheas an Schleiermacher, worin sie erklärte: „Überhaupt bin ich der Meinung jetzt: Ihr revolutionären Menschen müßt erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. . . Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen Gang und zur Kritik und all dem Zeuge wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte und ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerstoßt Ihr Euch die Köpfe"[61]).

Dorothea hat von dem engen Verhältnis zwischen Friedrich und Rahel, wie durch verschiedene Briefe belegt wird, wohl gewußt. So schrieb sie zu dieser Zeit an Rahel: „Das ist recht schön und gut, geliebte Freundin, daß Sie dem Friedrich so viel von sich wissen lassen. Ihm gönne ich es wohl und er verdient es wohl"[62]). Später, schon nach Friedrichs und Rahels Tode, schrieb sie noch an Varnhagen: „Was mir in Rahel lieb und verwandt lebte — ich liebte sie von früher Jugend, von zarter Kindheit an —, das ward mir durch ihr Gefühl für Friedrich nur noch geheiligter . . ."[63])

Diese starken Beziehungen Schlegels zu Rahel sind schon deshalb besonders bemerkenswert, als Rahel, wie schon oben aufgezeigt wurde, die für die Berliner jüdischen Salons maßgeblichste Erscheinung war. Mit dem Einfluß dieser Kreise und der in ihnen herrschenden Geistigkeit auf Schlegel werden wir uns später noch gesondert zu beschäftigen haben. Zu verstehen ist diese Neigung Friedrichs nur, wenn wir bedenken, daß er, wie oben zu zeigen versucht wurde, im tiefsten Kern seines Wesens unausgeglichen und unsicher war.

Betrachten wir nun das Verhältnis, welches zwischen Friedrich und Dorothea bestand, etwas näher. Für Dorothea war Friedrich der Mann, der sie aus ihren Fesseln, welche die Ehe mit Veit für sie bedeutete, gelöst hatte und sie in einen Lebenskreis führte, in den einzutreten, schon lange ihr höchster Wunsch gewesen war. Friedrich wurde von ihr vergöttert, so schrieb sie einmal von Jena aus an Rahel: „So vornehm, so fein, so still, treu und liebend ist keiner mehr! und den göttlichsten Verstand hat er obenein"[64]). Diese Hingebung, mit der Dorothea Friedrich in allen seinen Lebenslagen folgte, war es denn auch, die diesen nach allen Seitenwegen wieder zu ihr zurückfinden ließ. So könnten wir uns dem Urteile Körners — bei Beachtung der Verschiedenheit der Gesichtspunkte — doch im Tatsächlichen anschließen, wenn er schreibt: „Als treueste Begleiterin ist Dorothea dem Gatten auf allen seinen Wegen gefolgt, in nie wankender Ergebenheit dem Manne zugetan, der ihr der herrlichste von allen schien. Es ist viel darüber gestritten worden, ob so schrankenlose Hingabe für Schlegel ein Glück war oder eine Gefahr oder gar die Ursache seines letzthinigen Versagens. Der Streit löst sich leicht: Für Friedrichs äußeres Leben bedeutet Dorothea die Rettung, ohne die sorgende, ratende, helfende Freundin wäre er gänzlich verkommen; sie bot dem Haltlosen Halt, sie brachte den Schweifenden zum Stillstand. Aber für sein geistiges Leben wurde sie zum Verhängnis. Er hätte einer Frau bedurft, die ihn ewig rüttelte und schüt-

telte, die ihn bezweifelte und zu täglicher Bewährung zwang; Dorotheas mütterliche Liebe und fast einfältige Bewunderung erschlaffte ihn vorzeitig, ließ ihn beharren in einer sonderbaren Bequemlichkeit, die nichts mit Trägheit zu tun hat, die ihn aber doch verhinderte, das Letzte und Tiefste aus sich herauszuholen. Bei aller Klugheit und Feinheit des Kopfes und des Herzens fehlte es Dorothea an einem selbständigen Geistesleben, das auf den Gatten einwirken und sich mit dem seinigen hätte vermählen können"[65]).

Daß Dorothea schon von Anfang an sich Friedrich unterordnete und fast keinen Einfluß auf seine Gedankenwelt besaß, wenn wir von der psychologischen Beeinflussung schon allein durch ihr Dasein und der Vermittlung des Gedankenguts der jüdischen Salons absehen, kommt schon in einem Briefe Friedrichs an Novalis vom 17. Dezember 1798 zum Ausdruck, wo er von ihr sagte, daß sie „nur eine Skizze" sei und hinzufügte: „Die Religiosität ihres Gefühls ist um so entschiedener, da ihr Verstand noch vom Unglück wie betäubt ist, und sie keine Begriffe hat"[66]). Dorothea selbst meinte in ihren Notizen: „In einer schönen Ehe ist es notwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den des Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist vom Übel"[67]). Etwas später notierte sie: „Ob mir mein Bestreben wohl gelingen wird, Friedrich sein Geselle zu werden: nämlich das in seinem Sinn auszuführen, was er für mich angelegt?"[68]) Diese Frage konnte sie sich vorlegen, da sie zu ihrem Teil beizutragen suchte zum Lebensunterhalt des Paares, so z. B. durch ihren Roman „Florentin", den sie Schleiermacher gegenüber eine „schamlose Finanzoperation" nannte[69]).

Auf dieses Werk müssen wir hier kurz eingehen. Es wurde in Nachahmung der romantischen Romane vor allem aber des Wilhelm Meisters verfaßt. Wie sich jedoch trotzdem fremde Züge damit vermengen, das hat vor einiger Zeit Johannes Alt gezeigt, dessen Sätze wir zitieren möchten: „Gleich zu Beginn finden wir den Helden im Wald verirrt, wie er einen Grafen rettet, der bei der Jagd von einer Wildsau lebensgefährlich bedroht wird. Doch bald klingen in diese romantische Welt andere Töne hinein. So wird der Graf wie auch sein Sohn in fast klassenkämpferischer Schärfe und mit einem deutlichen Ton der Abwertung als Vertreter seines Standes gekennzeichnet. Nach seiner Heimat gefragt, gibt etwas später Florentin an, kein Vaterland zu kennen; er wolle es da finden, wo man ihn zuerst Vater nenne. Bei Erzählung seiner Jugendgeschichte tritt eine fast ghettoähnliche Absperrung des Knaben, sowie eine ausschließliche Betonung von Verbitterung, Qual, Haß und Verneinung hervor. Am Schluß verschwindet Florentin aus der Romanwelt, als hätte sie eigentlich nie für ihn existiert. Kalt und fremd tritt er aus ihr hinaus, nicht um im Unendlichen erst recht nach ihr weiterzusuchen, wie die Helden der anderen romantischen Romane, sondern im Grunde von ihr gänzlich unberührt, ähnlich jenem ewig wandernden Ahasver, für den die ganze Welt letztlich nur ein Fluch ist. Trotz Wälder, Burgen, trotz Wanderungen mit Laute und Gesang ist also schon in einem solchen Anpassungswerke ein Fremdes unverkennbar, wenn es auch noch zu keiner eigenen Haltung kommt, sondern gewissermaßen nur unwillkürlich und nebenbei durchbricht"[70]).

Während Dorothea sich so auf schriftstellerische Weise bemühte, Friedrich ein sorgenloseres Arbeiten zu ermöglichen, nahm dieser all die

Dinge ruhig hin. Eigentümlich muß es uns berühren, wenn er das kleine Vermögen Dorotheas nahezu als sein eigenes betrachtete, wie es in einem Briefe an Novalis vom 17. Dezember 1798 schon zum Ausdruck kam[71]). Bezeichnend hierfür ist auch ein Schreiben an seinen Bruder aus Paris. „Es hat allen Anschein", schrieb er hier, „daß ich um den Rest des Vermögens meiner Frau kommen werde, zu einer Zeit, da ich gerade am meisten Ursache hatte, darauf zu zählen; und so wenig bedeutend es an sich, so hing doch nun für den jetzigen Augenblick meine Ruhe und Ungestörtheit an den 1000 oder 2000 Fl. mehr oder weniger. Die Sorge hat mir nicht nur viel Zeit gekostet, sondern auch oft alle Lust am Guten und Erfreulichen vergällt!"[72]) Die finanziellen Schwierigkeiten zu beheben, war auch eine der Hauptsorgen Dorotheas. Sie scheute sich dabei nicht einmal, Schleiermacher anzugehen, daß er sich von Veit Geld borge, um es ihr dann zu überweisen. Sie schreckte auch nicht davor zurück, obwohl Veit erkennen konnte, für wen dieses Geld eigentlich sein sollte[73]).

Dorotheas Einkünfte und Vermögen sind aus dem schon oben erwähnten Briefe Friedrichs an Novalis zu entnehmen. Er schrieb hier: „Ihr eigentümliches Vermögen wird deponiert und sie erhält davon nur die Interessen, hat davon mit dem, was für den jüngsten Sohn ausgesetzt ist, jährlich 400 Thl. Außerdem hat sie zwar über 1100 Thl. frei zu disponieren. Von dieser Summe müssen wenigstens 500 Thl. auf den einzigen sehr möglichen Fall, daß sie eine große Krankheit bekommt, dergleichen sie mehrmals gehabt hat, unangebrochen bleiben. Sie hat für sich 200 Thl. Schulden, und wir haben zusammen 200 Thl. Die erste Einrichtung muß auch von diesem Kapital bestritten werden. Da ich nun in Gemeinschaft der Güter mit ihr trete, und von nun an unzertrennlich mit ihr lebe, so ist es freilich sehr notwendig, daß ich mich auch rangiere, über dem sind zwei Reste von meinen alten Schulden, jeder zu 90 Thl. so alt, daß sie nun nicht viel länger warten können. Was aber das schlimmste ist, so würde es der Familie zu sehr auffallen, wenn sie ihr Recht so sehr gebrauchen, und viel mehr von ihrem eigenen Kapital gleich sich geben lassen würde, als man weiß, daß sie für sich oder ihre eigenen Schulden braucht. Dieses geht aus sehr vielen Rücksichten nicht an"[74]).

Diese Mittel waren sehr bald erschöpft, wie aus einem Gesuch an den Grafen Schlabrendorff hervorgeht, das Dorothea an diesen im Januar 1803 richtete, um Friedrich eine ungestörte Arbeit zu ermöglichen. Hierin heißt es: „Meine kleinen Einkünfte, mit denen ich bis jetzt so viel als möglich deckte, sind auf ein Jahr voraus darauf gegangen, auf Reisekosten etc. etc." Sie fuhr dann fort, und aus diesen Sätzen geht die ganze Schwierigkeit der Lage Friedrichs hervor: „Schlegel muß, um den Nutzen, den er von Paris haben kann, nicht zu versäumen, wenigstens eineinhalb Jahr bis zwei Jahr ungestört arbeiten können, und zwar nicht für Buchhändler; teils hat er noch viel zu tun, um versprochene Arbeiten zu liefern, die schon vorausbezahlt sind, teils weil ich mich dagegen setze, daß er auf irgend ein Werk neuen Vorschuß nehme; es ist unter aller Abhängigkeit die allerärgste, von Buchhändlern abzuhängen!"[75])

Aus all diesen Stellen geht hervor, daß Caroline nicht so ganz unrecht hatte, wenn sie an August Wilhelm schrieb: „Ja, ich gäbe auch etwas darum, wenn Friedrich nicht an die Veit geschmiedet wäre. Es wär

nie so geworden. Aber wie soll er sie los werden? er ist in ihrer Hand von der ökonomischen Seite"[76]). Gehässiger war es schon, wenn sie in einem anderen Briefe ausrief: „Was wird nun bei dieser Epikurizität aus dem Plato? Heilloser Friedrich! Die Nation scheint ihn ganz zu ihren Leuten zu rechnen, und am Ende läßt er sich von ihr unterhalten. Ich hörte von Frommanns, er habe sich neue Kleider machen lassen, wie der Koffer so lang ausblieb — die hat ihm vielleicht Miß Levi bezahlt. Zur Herz geht er doch wohl nicht?"[77]) Entbehrte die erste Äußerung nicht eines wahren Kerns, so scheint uns die zweite doch ziemlich aus der Luft gegriffen. Wenn auch Friedrich Schlegel manchmal in finanziellen Dingen das nötige Ehrgefühl vermissen ließ, so waren doch für diese Mutmaßung keinerlei Anhaltspunkte beizubringen.

Vielleicht steht es auch so mit einer Bemerkung in den von J. Fürst herausgegebenen, nicht immer einwandfreien, Erinnerungen der Henriette Herz, worin berichtet wird: „Daß wenn es dem Schlegelschen Ehepaare nicht eben gut erging, wie dies zum Beispiel zu einer Zeit sogar in Wien der Fall war", es von Veit „ansehnliche Unterstützungen" erhalten habe, „ohne zu wissen, woher sie kamen"[78]). Wenn wir die Haltung Veits zu Dorothea nach ihrer Scheidung betrachten, so wie sie uns aus einzelnen Berichten überliefert ist, dann müssen wir zwar die Möglichkeit einer solchen Unterstützung einräumen, aber nachweisen läßt sich hier nichts. Von Veit hat Dorothea wohl Geld erhalten zur Erziehung des jüngsten Sohnes Philipp.

Mit diesen kurzen äußeren Hinweisen auf das Verhältnis Friedrich Schlegels zu Dorothea Veit wollen wir zunächst die Betrachtung desselben abschließen. Wir werden später, wenn wir einen größeren Zeitraum überblicken können, noch einmal darauf zurückkommen. Feststellen müssen wir aber hier schon, daß Dorothea, trotz ihrer eigenen geistigen Unselbständigkeit und Anpassungsfähigkeit, als die Hauptvermittlerin der jüdischen Geistigkeit während der Berlin-Jenaer Jahre anzusprechen ist. Verstärkt wurde dieser Einfluß noch durch Schlegels Beziehungen zu Rahel, die wir als die bedeutendste Vertreterin dieser Geistigkeit kennengelernt haben.

Es ist ebenfalls nicht zu bezweifeln, daß allein schon die Tatsache, daß Dorothea jüdischer Rasse war, seine äußere Haltung gegenüber dem Judentum bestimmen mußte, und auch hier konnte das Verhältnis zu Rahel nur verstärkend wirken. Ihr schrieb er am 1. April 1802 von Dresden: „An der Jungfernbrücke kann das Dümmste ganz herrlich gedeihen; nichts ist zu dumm für solche Kluge, also auch Judenhaß der Art"[79]). An der Jungfernbrücke wohnten Bernhardi und bei ihm August Wilhelm Schlegel, der sich zu Vorlesungen in Berlin aufhielt. Hierfür stellte ihm der später durch seine antisemitischen Schriften bekannt gewordene Justizkommissar Grattenauer einen Saal zur Verfügung. Grattenauer war es auch, der später August Wilhelms Prozeß gegen den Verleger Unger führte[80]). Der oben zitierte Satz kennzeichnet die Haltung Friedrich Schlegels zum Judentum in dieser Zeit.

Neben Dorothea Veit und Rahel Levin stand von den Mitgliedern der Berliner jüdischen Kreise Henriette Herz Friedrich Schlegel am nächsten. Ihre erste Bekanntschaft machte er, wie schon oben gesagt wurde,

durch Reichardt, einem Studiengenossen von Marcus Herz, dem Gatten Henriettens.

Die Beziehungen Schlegels zur Herz haben sich nie über einen gewissen Grad freundschaftlichen Entgegenkommens erhoben. Die manchmal sehr boshaften Aussprüche über sie in seinen Briefen sind zwar nicht allzu ernst zu nehmen[81]). Henriette war es, die in der Scheidungssache die Verhandlungen mit Veit für Dorothea zu einem Abschluß brachte. Spannungen in diesem Verhältnis zur Herz aber ergaben sich durch die Freundschaft zu Schleiermacher. Selbst Dorothea, Henriettens „älteste und unzertrennliche Freundin", wie Schleiermacher schrieb[82]), wurde in diese Konflikte mit einbezogen.

Schleiermacher berichtete darüber an seine Schwester: „Die Veit machte mir Vorwürfe, daß ich Schlegel nicht wäre, was ich ihm sein könnte, daß ich über sein Tun und seine Werke nicht offen gegen ihn wäre; daß ich sein Gemüt nicht schonte, zu ihr käme ich auch nicht, man müßte am Tode sein, um meine Teilnahme zu erregen, ich wäre alles nur par charité, und wenn die Leute wieder auf den Beinen und glücklich wären, ließe ich sie gehen. Schlegel bekannte mir aufrichtig, er wäre eifersüchtig auf die Herz, meine Freundschaft mit ihr wäre so schnell und so weit gediehen, als er es mit mir nicht hätte bringen können, er sei fast nur auf meinen Verstand und meine Philosophie eingeschränkt und sie habe mein Gemüt"[83]). Hierzu kam noch, daß Friedrich und Dorothea glaubten, es handle sich bei den Beziehungen Schleiermachers zur Herz nicht nur um reine Freundschaft, als die sie Schleiermacher betrachtete, sondern es läge ihr Leidenschaft zugrunde[84]). Die Hauptursache dieser Auseinandersetzungen war aber doch wohl Schlegels „unersättliches Bedürfnis" nach Freundschaft[85]), aus dem heraus er Schleiermacher für sich allein beanspruchte. Dies kommt auch zum Ausdruck in einem Brief an Caroline Schlegel. Hier heißt es: „Schleiermacher verdirbt durch den Umgang mit der Herz an sich und auch für mich und die Freundschaft. Die Weiblichkeit dieser Frau ist doch wirklich so gemein, daß sie selbst diesen fünften Mann am Wagen allein besitzen muß, wenn es ihr Freude machen soll"[86]. Letzten Endes machte hier also Friedrich Henrietten das zum Vorwurf, was er selbst beanspruchte.

Zur Verschärfung dieser Unstimmigkeiten trugen auch noch die unterschiedlichen Charakteranlagen der beiden Freunde bei. Schon zu Anfang ihrer Bekanntschaft hatte Schleiermacher festgestellt, daß Schlegel „das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Äußerungen schöner Gesinnungen"[87]) vollständig fehle. In Gesprächen mit Henriette Herz muß hiervon häufig die Rede gewesen sein, wie aus einem Briefe Schleiermachers an diese hervorgeht. Dieser Brief macht uns aber ebenso klar, daß es Henriette Herz war, die diese Unterschiede herauszustellen versuchte, denn Schleiermacher beschloß hier die Frage seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel mit den Worten: „Ich habe nie gesagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüt hätte, nur habe ich bestritten, er hätte keins. Mit den verwandten Substanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns für immer. Ja, Sie sind doch eigentlich meine höchste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine und keine kann mich von Ihnen trennen"[88]). Diese Sätze beweisen aber

auch, daß Schlegel mit seiner oben angeführten Äußerung über Henriette Herz doch nicht so ganz unrecht hatte.

So konnte trotz Henriettens Hilfe bei der Durchführung der Scheidung Dorotheas ein herzlich freundschaftliches Verhältnis zu Friedrich Schlegel nicht entstehen, haben wir doch gesehen, daß sogar die Freundschaft zwischen Dorothea und der Herz unter diesen Auseinandersetzungen gelitten hatte[89]). Noch später, in einem Briefe an Charlotte Ernst, der am Tage ihrer Taufe und Trauung mit Friedrich Schlegel, am 6. April 1804, in Paris geschrieben wurde, warf Dorothea ihrer früheren Freundin Indiskretion vor und dieser Vorwurf diente zur Begründung der Tatsache, daß man auch Henriette Herz „glauben ließ, was man andern weismachen mußte, daß wir uns nämlich trennen wollten"[90]). In einer solchen Äußerung haben wir noch Nachklänge der früheren Mißstimmung zu sehen. Im allgemeinen aber wies das Verhältnis von Dorothea und Friedrich Schlegel zur Herz in den späteren Jahren die Formen freundschaftlicher Höflichkeit auf. So ließen sie sich in ihren Briefen nach Berlin „aufs angelegentlichste der Madam Herz"[91]) empfehlen, und während ihres Wiener Besuches im Jahre 1811 wohnte diese sogar einige Zeit bei den Schlegels. Näher gekommen sind sich Henriette Herz und Friedrich Schlegel aber dabei nicht.

Von den weiteren jüdischen Bekanntschaften, welche Schlegel in Berlin machte, muß an erster Stelle die Henriette Mendelssohns, der Schwester Dorotheas, erwähnt werden. Auch seine Beziehungen zu ihr hielten sich in den Grenzen des Freundschaftlichen. Als eine der ersten bekam sie Friedrichs Arbeiten zu sehen und beteiligte sich ihrerseits dafür wieder an den Abschriften, die Dorothea zu machen hatte. So stammte von ihr eine Abschrift der „Lucinde" für August Wilhelm und Caroline in Jena[92]).

Als dann Henriette versuchte, sich von den finanziellen Unterstützungen, die sie von ihrem Bruder und von Veit bezog, unabhängig zu machen, da wünschte Friedrich Schlegel, daß sie in Jena aufgenommen würde, da es „ein wahrer Jammer" wäre, „wenn sie Gouvernante würde". Für Auguste, die Tochter Carolinens, „wäre ihre Gesellschaft ein unersetzliches Gut". August Wilhelm sollte ihr eine Übersetzung aus dem Englischen oder Französischen verschaffen, um ihr so die Möglichkeit zu bieten, etwas zu verdienen[93]). Dazu kam es aber nicht, denn Henriette Mendelssohn ging im Frühjahr 1799 als Erzieherin nach Wien, besuchte aber auf der Reise dorthin August Wilhelm und Caroline Schlegel in Jena.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Friedrich und Henriette machte später, bei ihrem erneuten Zusammentreffen in Paris, für einige Jahre einer tiefen Mißstimmung Platz. Beide, Friedrich und Dorothea, beklagten sich gegen Tieck und Schleiermacher über Henriettens Betragen. So schrieb Friedrich an Tieck: „An Sorge und Verdruß hat es uns bis jetzt auch hier nicht gefehlt. Den letzten haben uns die Verwandten meiner Frau, besonders Henriette in reichlichem Maße gewährt, die sich ganz ohne Rückhalt öffentlich als unsere Feindin beträgt"[94]). Zu dieser Haltung Henriettens mag Schlegels allmähliche Wendung zum Katholizismus, die

sie zu dieser Zeit noch heftig verurteilte, während sie selbst später ebenfalls übertrat, einen großen Anteil gehabt haben. Das ursprüngliche Verhältnis scheint aber nicht wieder vollständig hergestellt worden zu sein.

Überblicken wir nun noch kurz den Kreis der übrigen jüdischen Personen, mit denen Friedrich Schlegel in Berlin Umgang gepflogen hatte. Hierzu gehörten die Geschwister Mendelssohns, dann die Familie Itzig, deren Töchter Fanny und Caecilie in Wien Salons unterhielten — Fanny hatte den geadelten jüdischen Bankier Arnstein und Caecilie einen ebenfalls geadelten und in den Ritterstand erhobenen jüdischen Bankier, Eskeles, geheiratet —, in denen Schlegel während seines späteren Wiener Aufenthaltes viel verkehrte. Zu diesem Berliner Bekanntenkreis zählte ebenfalls die Familie Meyer, deren Töchter Sara, mit dem livländischen Baron von Grootthus verheiratet, und Marianne, der späteren Frau von Eybenberg, berühmt geworden sind. Auch den jüdischen Philosophen und Literaten Bendavid hatte Schlegel kennen gelernt, wie eine Briefstelle nachweist[95]). Ob er ebenso Beziehungen zu dem jüdischen Hofjuwelier Jakob Salomon unterhielt, läßt sich nicht feststellen, ist aber doch wohl anzunehmen. Auch hier waren es wieder die Töchter, die sich später einen Namen machten. Die älteste, Rebekka Salomon, trat in Wien unter dem Namen Regina Frohberg als Romanschriftstellerin hervor; eine andere, Marianne Saaling, wie sie sich nannte, wurde durch ihre Schönheit berühmt und bildete während des Wiener Kongresses einen der Hauptanziehungspunkte für die jüdischen Salons; sie spielte auch in dem Wiener Bekanntenkreise Schlegels eine Rolle. Eine weitere Tochter Jakob Salomons, namens Klara, heiratete den Frankfurter Bankier Herz und wurde die Schwiegermutter Karl Mayers von Rothschild.

So bedeutungslos nun diese Bekanntschaften Schlegels auch für seine Berliner Jahre gewesen sein mögen — diese Juden waren für ihn hier nur ein „langweiliges Volk“[96]) —, so wichtig konnten sie ihm jedoch später für die Anknüpfung neuer Beziehungen werden, vor allen Dingen aber in Wien und Frankfurt. Zu diesen Städten führten, wie wir gesehen haben, vom Berliner Judentum eine ganze Reihe von Verbindungen.

Versuchen wir nun noch die Ergebnisse dieses Zeitraums, der mit Schlegels Reise nach Paris als abgeschlossen gelten kann, kurz zusammenzufassen. Einer eingehenderen Darstellung des Einflusses der jüdischen Geistigkeit auf seine Anschauungen ist ein besonderes Kapitel gewidmet.

Schlegel, der trotz seiner Genialität zu den Menschen zu zählen ist, die sich ihr ganzes Leben lang bemühen, ihr eigenes Wesen gegen die äußeren Einwirkungen durchzusetzen und deshalb ständig mit sich zu kämpfen und zu ringen haben und sich ständig weiterentwickeln, dieser Friedrich Schlegel also trat zu dem Zeitpunkte seines Lebens in die Berliner jüdischen Kreise, da er gerade die letzten Bindungen überkommener Werte von sich gestreift hatte. Die intellektuelle Geistigkeit dieses, nach Bildung, Ansehen und Einfluß strebenden Judentums mußte ihn interessieren, und war dazu angetan, seine Paradoxien, witzigen Einfälle und „Teufeleien“, wie August Wilhelm Schlegel sie einmal nannte[97]), hervorzurufen. Seine Bonmots machten die Runde und gaben ihm ein Ansehen, welches wieder auf sein

eigenes Selbstgefühl zurückwirkte und es ins Ungeheure hob. Nicht von ungefähr trat er gerade in Berlin mit seinen Bibelprojekten vor seinen Kreis. Auch sein „Roman", die „Lucinde", hätte in einer anderen Umgebung wohl nicht das Licht der Welt erblickt. Von der „Lucinde" werden wir später noch zu sprechen haben.

Während aber der Einfluß der jüdischen Geistigkeit auf Schlegels Gedankenwelt sich hauptsächlich während der Berliner Zeit feststellen läßt — schon in den „Ideen" ließ er merklich nach —, erhalten die Eindrücke, die er von den Emanzipations- und Bildungsbestrebungen des Judentums in Berlin erhielt, erst in einer späteren Zeit größere Bedeutung. Fast alle seine Gedanken und Anschauungen haben sich im Laufe der Jahre gewandelt, seine Stellung zur Judenfrage und seine Vorschläge zu ihrer Lösung, nämlich die volle Gleichberechtigung, blieben immer dieselben, war er doch durch seine jüdischen Bekanntschaften und besonders durch Dorothea ständig mit dem Judentum verbunden. Das sollte sich bei den Kämpfen auf dem Wiener Kongreß und vor allem im Frankfurter Verfassungsstreit zeigen, in denen er für die Emanzipation der Juden eintrat.

Einfluß des Jüdischen.

Es ist eigenartig, daß in der gesamten Romantikforschung sich kaum jemand mit der Stellung des Judentums befaßt. Besonders seltsam erscheint es, wenn bei den vielen Arbeiten über Friedrich Schlegel, die sich zum größten Teil mit seiner Jugendperiode beschäftigen, keine den Einfluß jüdischen Geistes auf die Ausprägung Schlegelscher Gedanken aufzuzeigen versucht, obwohl gerade Schlegels Hauptgedanken der Berliner Zeit und damit der Zeit der intensivsten Bekanntschaft mit dem Judentum ihre Entstehung verdanken. Alle nur irgendwie möglichen Beziehungen, die größtenteils bei weitem nicht diese Bedeutung haben, wurden in langen Abhandlungen untersucht. Mit dem Verhältnis Schlegels zu den Berliner Jüdinnen aber hat sich bisher noch niemand beschäftigt, ja häufig wird dieses nicht einmal erwähnt, bzw. es wird über die jüdische Rassenzugehörigkeit dieser Personen einfach hinweggesehen.

Man muß zugeben, daß sich bei dieser Fragestellung eine ganze Reihe von Schwierigkeiten ergeben, so daß Fehldeutungen in Einzelheiten leicht möglich sind, ist es doch so, daß eine Unmenge von Erscheinungen, die uns als jüdisch beeinflußt erscheinen können, sich schon bei den Trägern der rationalistischen Bildung aufzeigen lassen. Daß auch Friedrich Schlegel von diesen Gedankengängen nicht ganz frei war, ist oft genug gezeigt worden. Ebenso ungeklärt ist die Stellung Spinozas, soweit sie jüdische Elemente verbreitete. Auf diese beiden Fragen, die jede für sich eine umfangreiche und weitgespannte Untersuchung erfordern, kann schon deshalb hier nicht eingegangen werden, da sie den Rahmen dieser Arbeit zersprengen würden. Zu berücksichtigen ist aber, daß Schlegel, wie schon oben anschaulich zu machen versucht wurde, durch seine Charakteranlagen fremden Einflüssen leichter zugänglich sein mußte.

Am leichtesten läßt sich jüdischer Einfluß in der „Lucinde" aufzeigen, deren Untersuchung wir deshalb vorwegnehmen wollen.

In diesem Roman stellte Schlegel zu einem großen Teile seine Beziehungen zu Dorothea Veit dar. Genau so, wie wir es bei der Gestalt des Julius mit Friedrich Schlegel zu tun haben, finden wir in der Person der Lucinde Dorothea wieder. Vereinfacht hat sich Schlegel die Darstellung ihres Verhältnisses dadurch, daß sowohl Julius wie Lucinde uns als Künstler vorgestellt werden, und daß er das Problem, welches die Ehe Dorotheas mit Veit ohne Zweifel bot, außer acht ließ. In dem Roman ist Lucinde frei. Sie war zwar — als sie Julius kennenlernte — „schon Mutter gewesen von einem schönen starken Knaben, den ihr der Tod bald wieder entrissen"[1]).

Was Friedrich-Julius an Dorothea-Lucinde fesselte, das erfahren wir, wenn es in diesem Roman heißt: „Die üppige Ausbildung ihres

schönen Wuchses war für die Wut seiner Liebe und seiner Sinne reizender, wie der frische Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er sie im Zauberscheine einer milden Dämmerung hingegossen sah, konnte er nicht aufhören, die schwellenden Umrisse schmeichelnd zu berühren und durch die zarten Hüllen der ebenen Haut die warmen Ströme des feinsten Lebens zu fühlen. Sein Auge indessen berauschte sich an der Farbe, die sich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern schien und doch immer eine und dieselbe blieb. Eine reine Mischung, wo nirgends weiß oder braun oder rot allein abstach oder sich roh zeigte. Das alles war verschleiert und verschmolzen zu einem einzigen harmonischen Glanz von sanftem Leben"[2]).

An diesen Sätzen spürt man schon, welche Gründe für die starke Ablehnung dieses Romans maßgeblich sein konnten. Wohl am wenigsten sprach hierbei die offene Darstellung erotischer Szenen mit, gab es doch eine Reihe von literarischen Werken, die solche Bilder noch weit ausführlicher und sinnlicher darstellten. Vielmehr war es die kalte, verstandesmäßige Klarheit, die sich paarte mit einer groben Sinnlichkeit und dadurch einen brutalen Eindruck hinterließ, die hier mißfiel. Auch erregte die offene Darstellung seiner intimsten Beziehungen zu Dorothea Veit Anstoß. „Nur Cyniker lieben auf dem Markt", hatte Schlegel früher in den Lyceumsfragmenten erklärt und damit seinen späteren Roman im voraus verurteilt.

Dieser Widerstand, der sich gegen Schlegels Buch erhob, und vor allem das Mißfallen, welches sich in seinem eigenen Bekanntenkreise darüber äußerte, können uns schon einige weitere Hinweise geben. Gegen den Roman sprachen sich aus: Novalis, August Wilhelm und Caroline Schlegel, die wir doch wirklich nicht prüde nennen können. Der Hauptverteidiger war Schleiermacher. Gegen das Buch waren also diejenigen, die sich außerhalb Berlins befanden und also den dortigen Einflüssen nicht zugänglich waren. Für dasselbe ein Mann, der denselben Umgang pflegte wie Schlegel, der uns dazu noch bezeugt, daß er neben Besuchen bei der Herz und Dorothea Veit sonstige Gesellschaft kaum sehe. Diese Tatsache deutet darauf hin, daß wir einen Teil der Wurzel dieses Romans in der Atmosphäre der jüdischen Salons zu suchen haben. Hiergegen spricht auch nicht, daß sich Dorothea und Rahel zunächst nicht voll und ganz für das Buch einsetzten, mußte es ihnen doch peinlich sein, so vor die Öffentlichkeit gezerrt zu werden.

Etwas weiter führen uns die „Vertrauten Briefe" Schleiermachers, die als Verteidigungsschrift für die „Lucinde" entworfen wurden. In dieser Schrift, zu der Schleiermacher auch an ihn gerichtete Briefe verwandte, haben einige kritische Bemerkungen ihren Niederschlag gefunden, die für unsere Fragestellung von besonderer Wichtigkeit sind. So heißt es an einer Stelle dieser Briefe, an der ein Schreiben „Ernestinens" wiedergegeben wird: „Die Lust an der Lust, das kann ich Dir nicht bergen, ist mir manchmal zu laut; oder vielmehr etwas ungehörig, denn es ist nicht der Grad der Freude, was mir einen unangenehmen Eindruck macht, sondern ein eigenes gewisses Etwas darin"[3]). Zur Erläuterung seien noch einige weitere Sätze der Kritik, die in dieselbe Richtung deuten, aus diesem Briefe angeführt.

So schreibt „Ernestine": „Dagegen leuchtet an andern Orten, nicht eben in großen Portionen, aber in einzelnen Stellen und Andeutungen so etwas hervor von einem Absondern und Zerlegen, welches im Gemüt vorgegangen ist, und dies ist eben, was ich mir im Namen der Liebe verbitten möchte. Nichts Göttliches kann ohne Entweihung in seine Elemente von Geist und Fleisch, Willkür und Natur zerlegt werden. Darum sind es eben echte und wahre Mysterien, weil die Personen nicht anders können, als sie so zerlegen und sie also niemals sehen, wie sie sind. Auch hat nirgends ein Prophet gewagt, seinen Gemütszustand so zu anatomieren, und der Unglaube in ihm und andern wäre die natürliche Folge davon gewesen; so ist es mit den Propheten der Liebe auch. Denke nicht, daß mir das nur so unrecht vorkommt, weil ich eben als Frau keinen Sinn habe für Abstraktion; nein, ich habe alle Achtung dafür, aber ich habe auch als Frau einen sehr feinen Takt dafür, wohin sie gehört. Meinetwegen mögt ihr die Elemente der Liebe abgesondert betrachten, ich wünsche, daß recht viel Gutes dabei heraus kommen möge; wenn ihr nur wißt, daß ihr alsdann spekuliert. Wollt ihr aber dies einzelne wieder darstellen und den Darstellungen der Liebe einverleiben, so nimmt es sich allemal als etwas Fremdes unschicklich aus, und ich möchte fast wetten, daß es allen anstößig sein wird, die etwas davon verstehen"[4]).

Daß diese in sehr feiner Form gegebene Kritik ihre Berechtigung hat, ergibt sich schon aus folgender Stelle in der „Lucinde": „Ich bat sehr, du möchtest dich doch einmal der Wut ganz hingeben, und ich flehte dich an, du möchtest unersättlich sein. Dennoch lauschte ich mit kühler Besonnenheit auf jeden leisen Zug der Freude, damit mir auch nicht einer entschlüpfe und eine Lücke in der Harmonie bleibe. Ich genoß nicht bloß, sondern ich fühlte und genoß auch den Genuß"[5]). Genuß am Genusse, Lust an der Lust, anatomieren, absondern und zerlegen eines Gemütszustandes, Vermischung von Elementen der Liebe mit Abstraktion, das sind Vorwürfe, die diesem Roman gemacht wurden, und zwar berechtigterweise, dafür könnten wir eine Reihe von Beispielen anführen. Aber gerade diese „chemische Vereinigung von Geistigstem und Sinnlichstem", wie es Schleiermacher wohlmeinend nannte[6]), von Verstand und Gefühl, dieses nochmalige rationale Genießen des Genusses sind typisch jüdische Züge, und wer denkt nicht bei den Worten „anatomieren, absondern und zerlegen eines Gemütszustandes" in einem Roman sofort an unsere jüdische Nachkriegsliteratur? „Ratio, die alles Tun und Lassen, alles Fühlen und Wollen zerlegt und analysiert bis zum Auseinanderfallen jeglichen aufbauenden und schöpferischen Gestaltungstriebes! Das ist jüdisches Daseinselement!" mit diesen Worten zeigt es Grau auf in seinem Buche „Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden"[7]). Wir haben hier genau dieselbe Haltung in der „Lucinde". Daß Schlegels Charakteranlage dazu neigte, haben wir schon betont.

Das Anstößige seines Romans, welches sich aus der rationalen Durchdringung aller gefühlsmäßigen und sinnlichen Elemente und ihrer offenen Darstellung ergibt, scheint Schlegel selbst empfunden zu haben. Um aber über dieses Bewußtsein hinwegzukommen, übernahm er den aus der jüdischen Geistigkeit stammenden Satz: Was tatsächlich existiert, ist „wahr", und man muß es aussprechen dürfen. Oben haben wir schon auf den Gegensatz hingewiesen, in dem sich die Art der Darstellung in der „Lucinde" zu

einem Lyzeumsfragment befindet. In diesem Fragment, das noch am Anfang des Schlegelschen Berliner Aufenthalts steht, betonte er: „Gäbe es aber auch noch eine Natur, so konsequent schön und klassisch, daß sie sich nackt zeigen dürfte wie Phryne vor allen Griechen: so gibt es doch kein olympisches Publikum mehr für ein solches Schauspiel. Auch war es Phryne. Nur Cyniker lieben auf dem Markt"[8]). Dagegen heißt es nun in der Schlußbemerkung zur dithyrambischen Phantasie der „Lucinde": „Wie kann man schreiben wollen, was kaum zu sagen erlaubt ist, was man nur fühlen sollte? — Ich antworte: Fühlt man es, so muß man es sagen wollen, und was man sagen will, darf man auch schreiben können"[9]). In diesen Sätzen kommt derselbe Geist zum Ausdruck, den wir als den für die Berliner jüdischen Kreise typischen, an dem Beispiel Rahels herausgestellt haben. Es ist dies die Haltung, die — einer eigenartigen „Wahrheit" zuliebe, denn alles was existierte, war „wahr" und damit auch darstellungsfähig — dann in einer erst jüngst vergangenen Epoche, krankhafte und widernatürliche Dinge und Zustände in unsere Literatur einführte, ja sogar diese Einzelfälle als Regel hinzustellen schien. Ansätze zu einer solchen Gestaltung zeigen sich — trotz des tieferen Gehaltes — schon in der „Lucinde".

Greifen wir nun noch einmal auf die „Vertrauten Briefe" Schleiermachers zurück, da sie uns noch auf eine weitere Spur jüdischen Einflusses führen. An einer Stelle heißt es hier: „Geht nicht die Liebe in dem Buche bei aller Vollständigkeit der Darstellung doch ein wenig gar zu sehr in sich selbst zurück? Ich wollte, sie ginge auch hinauswärts in die Welt und richtete da etwas Tüchtiges aus. So einiges von dem Ritter (aus den alten Romanen, der seiner Liebsten wegen in die Welt hinaus zog und Taten verrichtete), sollte der Leichtfertige doch an sich haben. Mir ist schon recht, daß etwas geschieht gegen die moralisch sein wollende Weichlichkeit, die die Liebe immer nur auf der Oberfläche spielen läßt, aber man muß nicht in eine andere Weichlichkeit geraten, die ebenso arg ist, daß man alles in sich zehren läßt, weil man nichts damit zu machen weiß, oder es sich nicht getraut"[10]).

Dieser Vorwurf ist nur zu berechtigt, hat doch Schlegel die Tatenlosigkeit in der „Idylle über den Müßiggang" innerhalb der „Lucinde" verherrlicht. Einige Sätze mögen dies belegen. So heißt es:

„Nichts ist es, dieses leere unruhige Treiben, als eine nordische Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigene"[11]).

„Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche den Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren"[12]). Was hier nun unter Paradies verstanden wird, ersehen wir aus folgenden Behauptungen:

„Nur mit Gelassenheit und Sanftmut, in der heiligen Stille der echten Passivität, kann man sich an sein ganzes Ich erinnern und die Welt und das Leben anschauen"[13]).

„Endlich, wo ist mehr Genuß und mehr Dauer, Kraft und Geist des Genusses; bei den Frauen, deren Verhältnis wir Passivität nennen, oder etwa bei den Männern, bei denen der Übergang von übereilender Wut zur Langeweile schneller ist, als der Übergang vom Guten zum Bösen?"[14])

„Ich nahm mir vor, mich zufrieden im Genuß meines Daseins über alle doch endliche und also verächtliche Zwecke und Vorsätze zu erheben“[15]).

Wir haben also in dieser „Idylle über den Müßiggang“ ein Loblied auf den Genuß pflanzenhaften Daseins in echt orientalischer Passivität. Halten wir aber diese Haltung, die sich in Worten wie: „Genuß meines Daseins“, „echte Passivität“ und „an sein ganzes Ich erinnern und die Welt und das Dasein anschauen“ dokumentiert, zunächst einmal fest. Ihren Ursprung und ihre Herkunft werden wir leicht erkennen, wenn wir einen Blick auf Wilhelm von Humboldt werfen. In dem schon oben angeführten Werke zeigt Grau bei Humboldt genau dieselben Erscheinungen auf. Wir müssen etwas ausführlicher darauf eingehen, weil sich hier ihre Entstehung leichter verfolgen läßt.

Grau zitiert zunächst einen Brief Humboldts an Henriette Herz[16]), in dem es heißt: „Darum schließt sich auch der Gedanke an Dich an jede meiner Empfindungen; denn jede hast Du in mich gelegt, jede genährt, zur Reife gebracht. Darum müßte ich aufhören zu sein, wenigstens aufhören zu denken und zu empfinden, wenn der Gedanke an Dich meiner Seele entrissen würde!“ Dann zeigt er den Ursprung der Idee der „moralischen Vervollkommnung“ und des „Genießens“ auf. „Unter ‚moralischer Vervollkommnung‘ verstand man nämlich nichts anderes denn die Fähigkeit des Denkens und Empfindens, des Vernunftwaltens und Genießens. Die Lebensform eines epikureischen Rationalismus und eines intellektuellen Epikureismus war das Ideal der Jüdin und wurde ganz das Ideal Humboldts. Auf dieser Stufe begegneten sich profanes Judentum und aufgeklärter Protestantismus. ‚Dein Kopf ist gerade wie der meinige. Neue Ideen werden wir beide nie schaffen, aber laß uns das nicht bekümmern. Wir fassen dafür die leicht auf, die man uns gibt, und sondern bald das Wahre vom Falschen.‘ Mit diesen Worten kennzeichnet Humboldt treffend sein Verhältnis zu Henriette: Die Gleichschaltung mit dem jüdischen Kopf; die unschöpferische, rein rezeptive und genießende Haltung, in der soviel geistiges Schmarotzertum steckt, vor allem deshalb, weil man sich mit ihr abfindet; schließlich das Elektizistische dieser Lebensansicht. Ist es Zufall, daß Humboldt viele Jahre später Stieglitz, dem jüdischen Freund, dieselbe Gemeinsamkeit zum Ausdruck bringt? ‚Auch darin stimmen wir so unglaublich miteinander überein, daß Sie den Hauptzweck des Lebens in die eigene ungehinderte Entwicklung und nicht in Tätigkeiten setzen, die von jener oft nur abführen, worüber ich namentlich mit meinem Bruder, der mich manchmal von dieser Seite angriff, mehrmals Streit hatte. Zwar hat niemand auch so großes Interesse, als ich, dies System zu verteidigen, da ich lebendig fühle, daß das, wozu ich eigentlich vorzugsweise geschaffen bin, das einzelne Diskutieren, das Beurteilen des konkreten Falls nach allgemeinen Grundsätzen ist.“

Wenn wir hier die Hintergründe der Haltung Humboldts gesehen haben, dann wird uns auch klar, daß die Atmosphäre der „Lucinde“ von demselben jüdisch geformten „intellektuellen Epikureismus“ erfüllt ist. Nicht allein um das Kapitel „Idylle über den Müßiggang“ handelt es sich dabei, sondern der ganze Roman spiegelt diesen Geist wieder, wie sich ja auch der Vorwurf „Ernestinens“ nicht eigentlich gegen diesen Abschnitt, sondern ebenso gegen den ganzen Roman wandte. Diesem intellektuellen Epikureis-

mus entsprang das Sichbeschränken auf das Anschauen und Denken, welches Schlegel in der Idylle verherrlichte. Ihm entsprang aber auch die Betonung des Genusses.

Für Wilhelm von Humboldt kannte die Liebe „keine Pflichten. Sie beseligt eben darum so sehr, weil sie für das, was andere aus Pflicht tun, höhere beglückendere Prinzipien kennt". Das Höchste aber dieser Prinzipien ist das Genießen jeder Freude, „die nicht mit dem Verlust höherer Freuden erkauft wird"[17]). Grau bemerkt hierzu: „Daß dabei das Intellektuelle die stärkste Potenz eines solchen Freudengenusses sein soll, ist eben das Jüdische daran. Falsch wäre die Auffassung, der jüdische Epikureismus hätte um das Körperhafte des Genusses nicht gewußt. Auch Humboldt und Henriette wußten darum. Nur wird auch dieser Genuß ‚in das Eigentum des Verstandes' verwandelt, intellekthaft potenziert und so noch einmal genossen."

„Ich genoß nicht bloß, sondern ich fühlte und genoß auch den Genuß", so hatte Schlegel erklärt. Hier schließt sich der Ring, und wir kommen wieder auf das schon am Anfang dieses Kapitels Gesagte zurück. Um aber noch einmal deutlich zu machen, welchem Ursprung diese Haltung ihr Dasein verdankte, möge hier ein Satz aus dem Briefe Humboldts an Henriette Herz stehen, in dem es heißt: „Ich genieße so viel durch Dich, ich bin im Grunde jeden Genuß der Freundschaft und Liebe Dir schuldig, denn ich bin Dir schuldig, daß ich dieses Genusses recht fähig wurde"[18]).

Von diesem Ideal des „intellektuellen Epikureismus", das von den jüdischen Frauen Berlins vertreten wurde, ist also die „Lucinde" beherrscht, und wir dürfen wohl in der Person Dorotheas, der Titelheldin dieses Romans, auch die Hauptvermittlerin dieser Haltung sehen. Wenigstens erwähnen wollen wir hier noch einen Ausspruch Carolinens, in dem sie den Begriff der „Epikurizität" anwandte, und zwar ebenfalls im Zusammenhang mit dem Judentum, nur daß sie ihn von Schlegels Lebensführung ableitete. Sie schrieb hier am 12. Januar 1802, zu der Zeit also, in der sich Friedrich Schlegel in Berlin befand und in engster Verbindung mit Rahel stand, an August Wilhelm: „Was wird nun bei dieser Epikurizität aus dem Plato? Heilloser Friedrich! Die Nation (die jüdische!) scheint ihn ganz zu ihren Leuten zu rechnen, und am Ende läßt er sich von ihr unterhalten"[19]).

An der „Lucinde" läßt sich also ein jüdischer Einfluß deutlich aufzeigen. Daß ein solcher vorhanden war, wissen wir nun, es erhebt sich aber jetzt die Frage, wie weit sich dieser auch auf das übrige Schaffen Schlegels erstreckte. Der Berliner Zeit verdankt nun eine Theorie ihre Entstehung, die man gemeinhin in ihrem Kernpunkt mit dem Begriffe „romantische Ironie" zu benennen pflegt. Ein großer Teil unserer Literaturgeschichten baut auf diese Theorie ihr Gebäude von der Romantik. Wie steht es nun mit dieser „romantischen Ironie"?

In einem Buche, das sich mit diesem Problem beschäftigt, heißt es: „Als hätte die von Friedrich Schlegel geforderte ‚Totalität des Witzes' (ein anderes Wort in demselben System) am Ausgang der von ihm eingeleiteten Bewegung Mensch werden wollen: so erscheint Heine"[20]). Heine wird also — und wir müssen dieser Meinung zustimmen — der höchste und ausgeprägteste Vertreter dieser „romantischen Ironie". Schon diese Tat-

sache, daß ein Jude die lebendige Verkörperung dieser Idee werden konnte, muß uns stutzig machen. Halten wir nun noch daneben, daß diese Theorie von einem Manne stammt, von dem wir schon Beweise seiner Beeinflussung durch das Judentum besitzen, dann muß uns eine Untersuchung dieses Begriffes berechtigt, ja notwendig erscheinen.

Was ist nun eigentlich romantische Ironie? Woher kommt sie? Diese Fragen haben wir uns zuerst vorzulegen und müssen versuchen, sie zu beantworten. Lassen wir Schlegel zunächst selbst zu Worte kommen. Eine Begriffsbestimmung erhalten wir zwar von ihm nicht, dafür aber eine interessante und aufschlußreiche Übersicht, auf die wir bei unserer Untersuchung später wieder zurückgreifen können.

In seinem Aufsatz „Über die Unverständlichkeit" schreibt Schlegel: „Ein großer Teil von der Unverständlichkeit des Athenäums liegt unstreitig in der Ironie, die sich mehr oder minder überall darin äußert. Ich fange auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten im Lyceum: ‚Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkürliche und durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemand täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Sie ist die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie die stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz zu halten'."[21]) Diesen Sätzen liegt, für die Bestimmung des Begriffes „Ironie", das Bewußtsein von der eigenen Begrenzung bei unendlichem Streben zugrunde. Aber schon hier ist ein Abgleiten ins Spielerische zu bemerken.

Um nun einen weiteren Einblick in das ganze Wesen und Treiben der „Ironie" Schlegels zu bekommen, wollen wir ihn ausführlicher zu Worte kommen lassen. Da heißt es: „Um die Übersicht vom ganzen System der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichsten Arten anführen." So gibt es nun eine grobe Ironie, eine feine oder delikate und eine extrafeine, von der wir hören: „. . . in dieser Manier arbeitet Skaramuz, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. Diese Sorte wird auch wohl bei Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinsten und ursprünglichsten in alten Gärten angebracht ist, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schoß locken, um ihn dann von allen Seiten mit Wasser

reichlich zu bespritzen, und ihm so die Zartheit zu vertreiben." „Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen ist das wohl die gründlichste Ironie der Ironie, daß man sie doch eben auch überdrüssig wird, wenn sie uns überall und immer wieder geboten wird. Was wir aber hier zunächst unter Ironie der Ironie verstanden wissen wollen, das entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es so eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man sich zu eben der Zeit in einer anderen viel auffallenden Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in diesem Versuch über die Unverständlichkeit zu sein scheint; wenn die Ironie Manier wird, und so den Dichter gleichsam wieder ironiert; wenn man Ironie zu einem überflüssigen Taschenbuche versprochen hat, ohne seinen Vorrat vorher zu überschlagen und nun wider Willen Ironie machen muß, wie ein Schauspielkünstler, der Leibschmerzen hat; wenn die Ironie wild wird, und sich gar nicht mehr regieren läßt"[22]).

Der Zweck dieser Ironie war schließlich ein Spiel mit Begriffen und ein Streben nach Originalität um jeden Preis, in dem einer den andern zu übertrumpfen suchte. Diesen Bemühungen haben wir auch manche Sätze in Schlegels geistigen Produkten der Berlin-Jenaer Zeit zuzuschreiben, sie sind nichts anderes als intellektuelle Spielereien.

Wenn wir diese Meinung aussprechen, dann haben wir wohl ein äußeres Bild dieser Ironie, aber keineswegs die tieferen Grundlagen dazu. Diese lassen sich am besten an der Entwicklung des Begriffes bei ihrem Schöpfer, Friedrich Schlegel, aufzeigen. Wir müssen dazu etwas weiter ausholen.

In einem Lyceumsfragment heißt es: „Um über einen Gegenstand gut schreiben zu können, muß man sich nicht mehr für ihn interessieren; der Gedanke, den man mit Besonnenheit ausdrücken soll, muß schon gänzlich vorbei sein, einen nicht mehr eigentlich beschäftigen"[23]). Diese Forderung, die Schlegel von seinem eigenen Schaffen ableitete (die Charakteristiken sind sehr bezeichnend dafür), kann uns seine Haltung anschaulich machen. Mit aller Kraft konnte er sich, wenn ihn ein Gegenstand oder die Eigenart einer Persönlichkeit ergriffen hatte, in sie hineinversetzen, aber sein kritischer Verstand hatte bald die Schwächen erkannt, und ebenso schnell, wie sie gekommen, konnte seine Begeisterung wieder erkalten. Sein Verstand brauchte immer neue Anregungen, aber es fehlte ihm der feste Mittelpunkt, nach welchem er alles hätte werten können. Aus diesem für Schlegel charakteristischen Zug können wir vieles verstehen lernen, und wir haben ihn für unsere späteren Erörterungen zunächst einmal festzuhalten.

Das unsichere Suchen der Göttinger und Leipziger Jahre Schlegels haben wir schon oben anzudeuten versucht. Nach seiner Begegnung mit Caroline Böhmer stürzte er sich voll Eifer auf das Studium der Alten und fand an ihnen für einige Zeit einen Halt. In seinem Aufsatz „Über das Studium der Griechischen Poesie" ist ihm die Geschichte der Griechischen Dichtkunst „eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst; eine vollkommene und gesetzgebende Anschauung"[24]). In der griechischen Kultur glaubte er zu dieser Zeit den Wertmaßstab für alle Kultur gefunden zu haben, sie war für ihn das Objektive, nach dem man zu streben hatte. Dieses Objektive besaß nur einer von den neueren Dichtern: Goethe. „Seine

Werke sind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich, und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sei. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht"[25]).

In der übrigen modernen Poesie aber „entfernte man sich von dem Schönen um so weiter, je heftiger man nach demselben strebte. So verwirrt sind die Grenzen der Wissenschaft und Kunst, des Wahren und des Schönen, daß sogar die Überzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Grenzen fast allgemein wankend geworden ist. Die Philosophie poetisiert und die Poesie philosophiert: die Geschichte wird als Dichtung, diese aber als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig ihre Bestimmung; eine lyrische Stimmung wird der Gegenstand eines Dramas, und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Diese Anarchie bleibt nicht an den äußeren Grenzen stehen, sondern erstreckt sich über das ganze Gebiet des Geschmacks und der Kunst"[26]). Diese Feststellungen stehen in einem scharfen Gegensatz zu den Forderungen, die Schlegel drei Jahre später im Athenäum vertrat, wo er gerade dies „Poetisieren der Philosophie" und „Philosophieren der Poesie" proklamierte.

Bei seiner Forderung des Objektiven konnte Friedrich Schlegel natürlich auch Shakespeare nicht ganz gelten lassen, obwohl er ihn den „Gipfel der modernen Poesie" nannte. Einen Satz der Kritik Shakespeares wollen wir hier herausgreifen, weil er uns mit einem Schlage die schwache Stellung Schlegels enthüllt. Da heißt es: „Selbst mitten unter den heitern Gestalten unbefangener Kinder oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittere Erinnerung an die völlige Zwecklosigkeit des Lebens, an die vollkommene Leerheit alles Daseins. Nichts ist so widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, platt und gräßlich, dem seine Darstellung sich nicht entzöge, sobald als ihr Zweck dessen bedarf"[27]). Hinter diesen Worten spüren wir, daß das Streben nach Objektivität oder besser gesagt diese Forderung des Objektiven für Schlegel nur eine Art Flucht vor sich selbst war, daß er mit diesem Ideal der „höheren, reineren Menschheit"[28]) im Griechentum seine eigenen Probleme zu überdecken versuchte; denn: daß ihn die „Erinnerung an die völlige Zwecklosigkeit des Lebens, an die vollkommene Leerheit alles Daseins" so bitter verwunden konnte, zeigt doch, daß ihm dieses Ideal nicht vollständig zu genügen vermochte.

Wenn wir dies beachten, dann finden wir es erklärlich, daß sich in diesem Aufsatze schon Ansätze zu einer höheren Bewertung der modernen Dichtung zeigen und daß Schlegel sich später völlig umstellen konnte. Schon in der Vorrede zu diesem Werke, daß verspätet erst 1797 erschien, verwahrt er sich ausdrücklich gegen den Vorwurf der Einseitigkeit. „Schillers Abhandlung über die sentimentalen Dichter", so heißt es hier, „hat außer daß sie meine Einsicht in den Charakter der interessanten Poesie erweiterte, mir selbst über die Grenzen des Gebiets der klassischen Poesie ein neues Licht gegeben. Hätte ich sie eher gelesen, als diese Schrift dem Druck übergeben war, so würde besonders der Abschnitt von dem Ursprunge und der ursprünglichen Künstlichkeit der modernen Poesie ungleich weniger unvollkommen geworden sein"[29]). Diese Vorrede zeigt, wie der Verfasser schon merklich von seinem Werke abrückte. Erstaunlich wirkt es jedoch, wenn dieser in den noch im gleichen Jahre erschienenen Lyceumsfragmenten von der „revolutionären Objektivitätswut" seiner früheren Arbeiten sprach. Die

„Lyceumsfragmente" jedoch entstanden während des entscheidenden Berliner Aufenthaltes Schlegels.

In den „Lyceumsfragmenten zeigen sich auch die ersten Formulierungen des Begriffes „Ironie". Daß diese Ironie einer schrankenlosen Subjektivität entsprang, haben uns schon die oben angeführten Äußerungen zeigen können. Einen der Gründe für diesen Übergang fanden wir in Schlegels eigener Veranlagung, die nur eines Anstoßes bedurfte, um von dieser früheren „Objektivitätswut" abzuschwenken. Andererseits hatte ihn ja Schiller von dem Eigenwert der modernen Poesie überzeugt und so dem Gebäude, an dem er einen Halt zu finden glaubte, einen empfindlichen Stoß versetzt. Den entscheidenden Wendepunkt bildete aber schließlich die Bekanntschaft mit Fichte.

Man ginge aber zu weit, wollte man nun, wie es vielfach geschehen ist, die Ausprägung des Begriffs der Ironie als eine Schlegelsche Weiterführung der Wissenschaftslehre unter Mißverstehung ihrer eigentlichen Grundlage ansehen, die hier auf das Gebiet der Ästhetik übertragen worden sei. Schon Käthe Friedemann hat darauf hingewiesen[30]), daß es, sollte eine solche Beziehung vorliegen, doch merkwürdig sei, daß Schlegel sie nie hervorhebe. „Er spricht in den Athenäumsfragmenten sowohl von Fichte wie von der Ironie, ohne beide miteinander in Zusammenhang zu bringen. Das aber widerspräche durchaus seiner sonstigen Art; denn er ist keine unbewußte Natur und gibt sich stets Rechenschaft über die Einwirkungen, die er erfahren"[31]). Dieser Meinung müssen wir zustimmen. Das bedeutet dann aber, daß Fichte nicht der Ausgangspunkt für die Entwicklung des Begriffes „Ironie" gewesen sein kann, wenn er auch dazu beigetragen hat, die Voraussetzungen hierfür zu schaffen.

Eine weitere Grundlage für die Ausgestaltung dieses Begriffes zeigt uns die Fassung desselben in Schlegels Spätzeit. In seiner Philosophie der Sprache schrieb er: „Die wahre Ironie . . . ist die Ironie der Liebe. Sie entsteht aus dem Gefühl der Endlichkeit und der eigenen Beschränkung und dem scheinbaren Widerspruch dieses Gefühls mit der in jeder wahren Liebe mit eingeschlossenen Idee eines Unendlichen"[32]). Hinter der christlichen Form dieser Sätze sieht man deutlich den eigentlichen Grundgedanken: der Widerstreit des eigenen Gefühls der Beschränkung mit dem Streben nach dem Allumfassenden, dem Unendlichen. In diesem Sinne ist die Ironie von den übrigen Romantikern auch zumeist aufgefaßt worden. Es ist die Ironie der großen Werke der Weltliteratur, wie sie auch heute noch in unserem Bewußtsein lebt, und auf die Schlegel als einer der ersten hingewiesen hat (Sokrates, Shakespeare, Cervantes).

Aber — und das ist das Entscheidende — dem entspricht nicht der Eindruck, den man aus den Fragmenten erhält: dort wird der tiefere Sinn fast erstickt in einer halt- und bindungslosen Atmosphäre. Ironie wird hier zu einer Form der Willkür, zu einer intellektuellen Spielerei.

Wenn wir die Lyceumsfragmente, in denen der Begriff „Ironie" die erste Ausprägung erfuhr, durchsehen, dann fällt uns vor allem die starke Beschäftigung mit einem anderen Begriff auf, den Schlegel als verwandt empfindet, den „Witz". Man könnte das förmlich statistisch belegen. So heißt es hier:

„Witz ist unbedingt *geselliger Geist*, oder fragmentarische Genialität“[33]).

„Witz ist *logische Geselligkeit*“[34]).

„Ein witziger Einfall ist eine *Zersetzung geistiger Stoffe*, die also vor der plötzlichen Scheidung innigst vermischt sein mußten. Die Einbildungskraft muß erst mit Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt sein, ehe es Zeit sein kann, sie durch die *Friktion freier Geselligkeit* so zu elektrisieren, daß der Reiz der leisesten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strahlen, oder schmetternde Schläge entlocken kann“[35]).

„An *geselligem Witz* und *geselliger Fröhlichkeit* sind wenige Bücher mit dem Roman Faublas zu vergleichen. Er ist der Champagner seiner Gattung“[36]).

„Genie ist zwar nicht Sache der Willkür aber doch der Freiheit, wie *Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen*“[36]).

„Ein einziges analytisches Wort, auch zum Lobe, kann den vortrefflichsten witzigen Einfall, dessen Flamme nun erst wärmen sollte, nachdem sie geglänzt hat, unmittelbar löschen“[37]).

Wir könnten so noch eine Reihe weiterer Beispiele anführen, aber diese mögen vorerst genügen.

In diesen Sätzen sind „Witz“ und „Geselligkeit“ sehr eng miteinander verbunden. Schauen wir uns daraufhin die Lyceumsfragmente noch einmal an, dann finden wir eine ganze Reihe weiterer Sätze, die ihre Beziehung zu Geselligkeit und Gespräch leicht erkennen lassen oder die wir als „blitzende Funken“ „freier Geselligkeit“ unschwer ansprechen können. So sehen wir denn auch die erste Erwähnung der Ironie in einem solchen Gewande: „Die Philosophie ist die eigentliche Heimat der Ironie, welche man logische Schönheit definieren möchte: denn überall wo in mündlichen oder geschriebenen Gesprächen, und nur nicht ganz systematisch philosophiert wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend“[38]).

Friedrich Schlegel befand sich zur Zeit der Abfassung der „Lyceumsfragmente“ in Berlin; er lernte hier in den jüdischen Salons eine neue Form der „Geselligkeit“ kennen und als eine Auseinandersetzung mit den „eigentümlichen Wahrheiten und großartigen Aufschlüssen“, wie Varnhagen es nannte, haben wir die „Lyceumsfragmente“ anzusehen. Diese Schlüsse können wir aus der starken Beschäftigung vor allem mit dem „geselligen Witz“ ziehen, und von dieser Erkenntnis aus haben wir die Fragmente, auch die des „Athenäums“, die ja nur eine Fortführung und Weiterbildung der „Lyceumsfragmente“ darstellen, zu interpretieren.

Witzig-geistreiche Bemerkungen waren der Hauptgegenstand dieser jüdischen Geselligkeit, aber im Grunde war es eine intellektuelle „Zersetzung geistiger Stoffe“. Originalität war die Forderung und ihr zu Liebe erging man sich in geistreichen Spielereien. Das halt- und bindungslose Ich stand im Mittelpunkt und seine „Bildung“ war das Ziel; aber diese Bildung sah ihr Ideal im Aufnehmen und Genießen, in der Selbstbespiegelung und Reflektion über das eigene Ich.

Die Anlagen, in diesen Kreisen unterhaltend und auch anregend zu wirken, brachte Schlegel schon mit sich, als er nach Berlin kam. Die für ihn neuartige Art des gesellschaftlichen Lebens hier veranlaßte ihn, sich näher mit den Fragen Geselligkeit und Witz auseinanderzusetzen. Die Anhaltspunkte hierfür gaben ihm seine Eindrücke in den jüdischen Salons. Interessant ist, daß auch Schleiermacher, der ja in denselben Kreisen verkehrte, sich stark mit dem Problem der Geselligkeit beschäftigte. Von ihm haben wir als Bruchstück einen „Versuch einer Theorie des geselligen Betragens"[39]).

Von Friedrich Schlegel wurde diese neue Form der Geselligkeit nach Jena übertragen. Ein Bild davon gibt uns ein Brief Dorotheas an Schleiermacher, in dem es heißt: „Ja, lieber Freund! Sie sollten herkommen. Wenn es so recht kunterbunt hergeht, mit Witz, und Philosophie, und Kunstgespräche, und Herunterreißen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, . . ."[40]) Zum Teil gehört auch folgende Stelle aus Dorotheas nächstem Schreiben in diesen Zusammenhang, wenigstens kann sie uns die Vorgänge näher beleuchten: „Das Christentum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten was einer will, sie verstehen sich selbst nicht, und einander nicht"[41]). Diese „neue gesellige Form" war wohl geeignet, sich in witzigen Einfällen über die Gegner lustig zu machen, aber weniger dazu, die eigenen Anschauungen untereinander zu klären.

Friedrich Schlegel war mit seinen witzigen und paradoxen Einfällen im Jenaer Kreis führend, worüber wir in den Erinnerungen von Steffens den besten Beleg haben. So ist es auch gewiß kein Zufall, wenn Steffens im Anschluß an den Bericht über die Bekanntschaft mit Schlegel seine Ideen über die Geselligkeit bringt[42]).

Wenn wir nun unseren Blick wieder zu der Schlegelschen Prägung des Begriffes „Ironie" wenden, dann finden wir den tieferen Gehalt desselben ganz überlagert von spielerisch-intellektuellen Formulierungen, die ihren Ursprung in der jüdisch-geselligen Geistigkeit der Berliner Salons haben. Mag auch das folgende Zitat für diese Feststellung nicht gerade wie ein Beleg klingen, so gibt es doch zu denken: „So erhielt sich die Kombination von einem konstruierenden Sollen und einer, der Ironie preisgegebenen Wirklichkeit, ausgedrückt durch Fichte und Goethe, selbst nachdem A. W. Schlegel sich mehr den äußerlichen geschichtlichen Verhältnissen einerseits, sowie seinem bestimmten Fache andererseits hingegeben hatte, nachdem Fr. Schlegel Katholik geworden war, noch fortdauernd, und zwar bis in unsere Tage, durch eine, freilich sehr merkwürdige, geistreiche Frau, durch Rahel"[43]). Wenn Steffens hier bei seiner rückschauenden Betrachtung — genau wie die späteren Literaturhistoriker — Fichte zur Begründung der Ironie anführte, so darf uns das nicht befremden; die philosophiegeschichtliche B e g r ü n d u n g eines Begriffes zeigt noch lange nicht die U r s a c h e n und V o r a u s s e t z u n g e n. Aufschlußreich ist aber die Tatsache, daß Steffens sich vor diesem Zitat 10 Seiten lang über „Geselligkeit" ausläßt, von da unmittelbar zu Schlegels sarkastisch-spöttischen Äußerungen übergeht — von denen er sich unangenehm berührt fühlt — und nun daran

jenen Satz anschließt, und in diesem Satz begegnet uns der Name Rahel. Ihr wird hier die Weiterführung dieser Haltung über die Zeit der Frühromantik hinaus zugeschrieben. Schlegel hatte seine Begriffe Ironie, Witz und Geselligkeit in Berlin geprägt und wir wissen, daß er hier in einem intim-freundschaftlichen Verhältnis zu Rahel stand.

Wir haben schon mehrfach einen Begriff herausgestellt, den wir an dem Verhalten Rahels gewonnen haben, den der eigenartigen jüdischen „Wahrheitsliebe". Diese „Wahrheitsliebe", der es keineswegs um das Suchen nach Werten, Gesetzen und Ordnungen ging, die vielmehr rein kritisch eingestellt war und diese zerlegte und zerstörte, war keine ethische Forderung, sondern eine jüdische Haltung, die sich hinter diesem Begriffe verbarg! Zur Zeit der Rahel brauchte diese Haltung noch eine solche Deckung, Heine hatte sie schon nicht mehr nötig. Wir haben gesehen, daß diese „Wahrheitsliebe" die offene und freie Darstellung aller nur irgendwie existierenden Dinge forderte ohne Rücksicht darauf, welchen Wert sie besaßen. Wir haben ebenso schon darauf hingewiesen, daß man unter dem Schutz dieses Begriffes in einer erst jüngst vergangenen Epoche versuchte, krankhafte und widernatürliche Zustände in unsere Literatur einzuführen. Aus dem Munde Schlegels aber wirkt ein Satz wie der folgende erstaunlich: „Wenn man einmal aus Psychologie Romane schreibt oder Romane liest, so ist es sehr inkonsequent und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, gräßlicher Marter, empörender Infamie, ekelhafter sinnlicher oder geistiger Impotenz scheuen zu wollen"[44]).

„Aus Psychologie" können wir hier gleichsetzen mit „aus Wahrheitsliebe", denn im Grunde ist es ja dasselbe, ob man aus wissenschaftlichem Fachinteresse Romane schreibt und darin die schmutzigsten Angelegenheiten auseinanderzerrt, oder aus „Wahrheitsliebe". In den „Vertrauten Briefen" Schleiermachers lasen wir: „Meinetwegen mögt ihr die Elemente der Liebe abgesondert betrachten, ich wünsche, daß recht viel Gutes dabei herauskommen möge; wenn ihr nur wißt, daß ihr alsdann spekuliert." In unserem Falle können wir sagen: Man darf sich mit den unnatürlichsten Lastern ernsthaft medizinisch-psychologisch beschäftigen, ja es ist sogar berechtigt und notwendig, wenn man es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus tut, mit der Kunst und dem Roman aber haben diese Dinge nichts zu tun. Man kann nicht eine psychologische Analyse als Roman ausgeben.

Haben wir hier bei Schlegel die aus einer jüdischen Geistigkeit abgeleitete Vermischung von Psychologie und Roman zu beobachten, so stößt uns allgemein ein Ineinanderfließen der Begriffe „Wissenschaft" und „Kunst" auf. „Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein"[45]). Wenn wir gerecht sein wollen, dann haben wir das hinter diesen Sätzen stehende allumfassende Streben der romantischen Poesie anzuerkennen, aber auch hier wird die Ausprägung dieser Ideen wieder durchsetzt von dem Einfluß der „jüdischen Geselligkeit".

„Nur sie", so heißt es von der romantischen Poesie in dem berühmten Athenäumsfragment 116, „kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von

allem realen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen"[46]). Dieses „Schweben zwischen dem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion" und dieses „Potenzieren der Reflexion" wiederum, brauchen wir wohl kaum weiter zu charakterisieren, finden sich doch selbst in diesem Fragment wieder die Hinweise auf die Herkunft seiner Ausgestaltung aus dem Gesellschaftlichen. So heißt es hier: „Die romantische Poesie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist." Oder: „Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen."

Paris und Köln.

Die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Schlegels während des Zeitraumes, der mit dem Pariser Aufenthalt (1802) begann und mit seiner Abreise von Köln nach Wien (1808) endigte, mögen zunächst in einigen Sätzen herausgestellt werden. Das genaue Datum der Ankunft in Paris ist nicht festzustellen. Es mag Ende Juni oder auch Anfang Juli 1802 gewesen sein. Hier beschäftigte er sich mit dem Studium des Indischen und Persischen, untersuchte die mittelalterlichen Handschriften der Pariser Bibliothek und hielt vor einem Kreis von Zuhörern, unter denen sich auch die Brüder Boisserée befanden, Vorlesungen über Literatur und Philosophie. Nebenher gingen all die Bemühungen um eine Anstellung oder auch Aufgabe, die er, und auch Dorothea, wie der schon oben zitierte Brief an den Grafen Schlabrendorff zeigte — unternahm, um sich die finanziellen Möglichkeiten für ein weiteres Verbleiben in Paris zu verschaffen. In der französischen Hauptstadt schrieb er die Aufsätze für seine zu Frankfurt erscheinende Zeitschrift „Europa", und von hier aus betrieb er die Herausgabe einer Auswahl von Lessings Werken, die im Juni 1804 unter dem Titel „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert" in Leipzig erschien.

Dorothea aber, um zur Behebung der ständigen finanziellen Schwierigkeiten beizutragen, verfertigte Übersetzungen von mittelalterlichen Stoffen, die Friedrich unter seinem Namen herausgab. War schon kurz nach ihrer Abreise die noch in Deutschland beendigte „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen" erschienen, so folgte jetzt die „Geschichte der Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrich des Vierten, von ihr selbst beschrieben" und 1804, als erster Band der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" eine Übersetzung des Romans von dem Zauberer Merlin[1]).

Trotz all dieser Arbeiten wurde die Lage des Ehepaares Schlegel — die Trauung erfolgte am 6. April 1804 — in Paris unhaltbar. Friedrich Schlegel nahm deshalb das Anerbieten der Brüder Boisserée, nach Köln zu übersiedeln, dankbar an. Ende April 1804 reiste er dahin ab, während Dorothea ihm erst im Laufe des Sommers nachfolgte. Dieser Kölner Aufenthalt wurde unterbrochen von Reisen, die Friedrich nach Coppet an den Genfer See führten, wo er als Gast der Frau von Staël verweilte, von da nach Paris, und ein ander Mal nach Zell bei Würzburg zu Karl von Hardenberg, einem Bruder von Novalis, und wieder zu seinem Bruder und zur Staël nach Aubergenville. Dorothea dagegen verblieb die ganze Zeit bis zu ihrer Abreise nach Dresden und Wien in Köln.

Philosophische und literaturhistorische Vorlesungen in Köln und bei der Staël füllten diesen Zeitraum aus. Seine Studien umfaßten besonders

das Gebiet der mittelalterlichen Poesie und Philosophie. Die Bemühungen um das Indische gingen weiter und als deren Ergebnis erschien 1808 das Werk „Über Sprache und Weisheit der Inder", welches zum „Ausgangspunkt der deutschen Orientalistik" wurde[2]). Dorothea veröffentlichte 1805 die Übersetzung „Lother und Maller, eine Rittergeschichte", der 1807 eine Übertragung des Romans der Staël „Corinne" ins Deutsche folgte.

Auch in Köln bewarb sich Schlegel um eine Anstellung, und zwar an der dortigen höheren Schule. Seine „Hoffnung war auf die teilweise Wiederherstellung der alten Kölner Universität gerichtet, und nur an einer hohen oder doch wenigstens wissenschaftlichen Spezialschule wollte Schlegel wirken"[3]). Als die Ergebnisse seinen Erwartungen nicht entsprachen, schlug er die ihm angebotene Stelle aus.

Das entscheidende Ereignis der Kölner Zeit aber wurde Schlegels Übertritt zum Katholizismus. Schon seit seinem Aufenthalt in Paris sympathisierte er mit demselben und seine Gedanken hatten allmählich eine immer stärkere katholische Färbung angenommen. Am 16. April 1808 legten Friedrich und Dorothea im Kölner Dom ihr katholisches Glaubensbekenntnis ab. Die kirchliche Trauung erfolgte am 18. April.

Fragen wir uns nun, welche Bedeutung diese Jahre für Friedrich Schlegels Stellung zum Judentum hatten. Neue, für seine Haltung bedeutungsvolle Bekanntschaften, scheint er während dieser Zeit keine gemacht zu haben. Es besteht zwar die Möglichkeit, daß er D. F. Koreff kennen lernte, ein Nachweis hierfür läßt sich aber nicht führen. Dagegen sind eine Reihe von Briefen Koreffs an August Wilhelm Schlegel aus den Jahren 1806 und 1807 erhalten[4]). Von Friedrichs erneutem Zusammentreffen mit Henriette Mendelssohn in Paris, wo diese ein Mädchenpensionat leitete, haben wir oben schon berichtet.

So wäre, von unserer Fragestellung aus, kaum etwas zu diesem Zeitraum im Leben Schlegels zu sagen, wenn dieser nicht in Dorothea eine ständige Vertreterin des jüdischen Wesens immer um sich gehabt hätte. Dieses Verhältnis zu Dorothea ist gerade während der Pariser und Kölner Jahre sehr aufschlußreich. Dorothea war, im Gegensatz zu Rahel Levin, die sich auch als Frau zu emanzipieren suchte, der Typ der jüdischen Frau, der Frau, die im Leben der israelitischen Gemeinde eine zweitrangige Rolle spielte, die sich unterordnen mußte und auch unterzuordnen wußte und die ständig um ihren Mann zu werben hatte, da die Stellung der Frau vor dem jüdischen Gesetz nicht feststand. Dies alles drückte sich auch im Wesen Dorotheas aus. Sie ordnete sich Friedrich vollständig unter, war besorgt um ihn und suchte ihm das Leben möglichst angenehm zu machen, sie zeigte hierbei einen gewissen Grad von Mütterlichkeit, ja sie beteiligte sich sogar durch Übersetzungen am Broterwerb. Daß sie dies nicht allein aus rein mütterlichem Trieb, nicht allein aus Selbstlosigkeit tat, zeigt schon die Tatsache, daß ihre finanzielle Hilfsstellung durch ihre Übersetzertätigkeit in dem Augenblicke aufhörte, in dem sie Friedrichs für immer sicher war, nämlich mit dem Jahre 1808, nach ihrer katholischen Trauung, denn da konnte Schlegel nicht mehr zurück, wollte er nicht seine ganze bürgerliche Existenz aufs Spiel setzen.

Dorothea hatte um Friedrich zu kämpfen, wenn sie ihn halten wollte. Schon Karoline Schlegel stellte in einem Brief an August Wilhelm vom

29. Juni 1801 fest: „Lieben kann Friedrich sie nicht — er hat sie schon lange nicht mehr geliebt, sie glaubte es schon selbst nicht mehr in jenem Winter. Aber was er für die Person nicht tut, tut er für die Grundsätze"[5]). Zeugnis für die Tatsache, daß Friedrich Dorothea nicht mehr liebte, sind auch die langen Reisen, die er ohne sie machte. Später, nach seiner Frankfurter Zeit, schickte er sie sogar auf zwei Jahre nach Rom zu ihren Söhnen. Ein Zeichen von Liebe ist es auch nicht, wenn er seine Frau vernachlässigte, ja sogar bei Essen und Trinken zuerst und hauptsächlich an sich dachte. Bei Kenntnis dieser Tatsachen können die Sätze Dorotheas in dem, am Tage ihrer Trauung verfaßten, Briefe an Friedrichs Schwester Charlotte Ernst, trotz ihres gegenteiligen Inhalts nur noch wie eine Bestätigung wirken. Sie schrieb damals: „Madame Herz hat es durch ihre Indiskretion vollkommen verdient, daß man sie nicht weiter ins Vertrauen zog, sondern auch sie glauben ließ, was man andern weismachen mußte, daß wir uns nämlich trennen wollten. Sie sehen aber teure, liebe Freundin, wie wir dies im Sinne hatten"[6]). Das, was man anderen weismachen mußte, hat doch einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenigstens müssen wir annehmen, daß die Freunde Schlegels aus der Lage der Dinge dies schließen konnten.

Verstärkt wird dieser Eindruck der Lockerung in den Beziehungen zwischen Friedrich und Dorothea noch, wenn man sieht, wie Dorothea unsicher wurde und sich für ein Hindernis an Friedrichs Fortkommen hielt, was in einem Briefe an Schleiermacher aus dem Jahre 1803 zum Ausdruck kommt. So heißt es hier: Es hat sich in mir die Überzeugung festgesetzt, daß ich ihn am Fortkommen hindere, nämlich mein Schicksal war es von jeher, mich quälen zu müssen, und nun muß er unter der Disharmonie, die mit mir geboren ward, und mich nie verlassen wird, nun muß er auch darunter leiden! Ich glaube gewiß, es wird Friedrich nach meinem Tode recht gut gehen; aber zu jener Disharmonie gehört auch mit dazu, daß ich trotz dieser Überzeugung noch immer fest an der Erde klebe und mich von eitlen Hoffnungen nicht rasch losreißen kann; ich finde noch zu viel Seligkeit in dem Leben mit Friedrich und mit Philipp — aber mit mehr Ruhe sehe ich schon der Abnahme meiner Kräfte zu, und ich reiße keine Mittel mehr an mich wie sonst, um gesund zu werden"[7]). Diese Briefstelle ist für uns schon allein deshalb so aufschlußreich, weil sie eine gewisse „Disharmonie" zeigt, die sich in dem Zusammenleben Friedrichs und Dorotheas geltend machte, — denn nicht anders ist jenes Geständnis Dorotheas aufzufassen, daß Friedrich „auch darunter leiden" muß. Deutlicher gesagt heißt das doch, daß nach dem Rausch der ersten Leidenschaft Dorotheas Wesen dem angebeteten Friedrich nicht ganz zu genügen vermochte. Und ebenso zeigen diese Sätze, daß Dorothea Friedrich nicht aufgeben wollte; sie mußte deshalb um ihn kämpfen. Ihr Bemühen aber, sich Friedrich zu erhalten, indem sie sich ihm unterordnete, ihn umsorgte und bemutterte, war schließlich von Erfolg gekrönt. Was er für die Person nicht tut, tut er für die Grundsätze, hatte Caroline Schlegel erklärt, und sie hat damit wohl den Kernpunkt getroffen. Er war es doch letzten Endes, der Dorothea aus ihrer Umgebung gerissen, der die Scheidung von Veit gewünscht hatte. Nun hatte er die Verantwortung zu tragen. Auch war es die Haltung Dorotheas, die eine Lösung erschwerte. Und als letzten Grund, daß das Erkalten Friedrichs gegenüber Dorothea nicht zu einem Bruch führte, müssen wir die Bequemlichkeit

Friedrichs nennen, dem dieses Wohlleben und Umsorgtwerden zum Bedürfnis wurde.

Im vorhergehenden Kapitel wurde festgestellt, daß Dorothea nicht die Geistestiefe besaß, die erforderlich gewesen wäre, ihr einen direkten Einfluß auf Friedrichs Gedankenwelt zu verschaffen. Aber schon ihre Gegenwart und ihr Bestreben, an allen seinen Arbeiten teilzunehmen, bedeuteten eine Wirkung, der er sich nicht entziehen konnte. „Zu einer rechten echten Ehe gehört notwendig, daß die Frau sich auch für die Geschäfte des Mannes interessiert und so viel möglich daran teilnimmt" notierte sie während der Pariser Zeit in ihr Tagebuch[8]).

Von solchen Bemühungen haben wir eine Reihe von Zeugnissen, so riet sie ihm bei einigen Gedichten ab, sie drucken zu lassen. Diese sind dann auch tatsächlich nicht veröffentlicht worden[9]). Ihre Einwendungen aber, die sich auch auf eine von Friedrich geplante Geschichte Österreichs und auf eine schon 1807 beabsichtigte Drucklegung seiner Philosophie in der Fassung der Vorlesungen erstreckten, machte sie, wie sie es einmal selbst formulierte, „in tiefster Demut"[10]) und ihre Bemerkungen über den Plan einer Geschichte Österreichs schloß sie: „Ich suche all mein Denken dem Deinigen anzupassen und Dich ganz zu verstehen; darum schreibe ich Dir all diese Gedanken; sei also nicht verdrießlich über das, was Dir wie Gewäsch vorkommen muß." Bei all ihren Äußerungen schien sie nie sicher zu sein, wie Friedrich sie aufnehmen würde. Daß die österreichische Geschichte nie fertig geworden ist, haben wir weniger den Gegengründen Dorotheas als der langsamen Arbeitsweise Friedrich Schlegels zuzuschreiben, der immer wieder neue Pläne entwarf, aber nur die wenigsten davon ausführte. Außerdem besitzen wir Belege, die uns beweisen, daß er sich auch noch nach der Abmahnung Dorotheas mit diesem Gedanken beschäftigte. Dagegen scheint Friedrich in Dingen technisch-geschäftlicher Art manchmal bei Dorothea direkt um Rat gebeten zu haben.

Dorothea muß es häufig schwer geworden sein, den Gedankengängen Friedrichs in allem, so wie sie es ernstlich wollte, zu folgen. Zeugnis hiervon gibt uns wieder eine Notiz aus ihrem Tagebuch, in der es heißt: „Seine Eigentümlichkeit nicht verleugnen, nach seinem Gemüt und Gewissen leben, ist unanständig und arrogant, als wenn man auf einer Maskerade ohne Maske erscheinen wollte"[11]). Sie, als Jüdin, stellte hier das, was ganz allein für sie zutraf, wenn sie sich bemühte, Friedrichs Ideen zu verstehen und damit auch Zugang zum deutschen Geistesleben zu finden, als allgemeinen Grundsatz auf. Ihre Forderung macht uns aber auch deutlich, daß es sich bei Dorothea nicht nur um Unterordnung im persönlichen Verkehr mit Friedrich handelte, sondern daß sie, um ihm das zu werden, was sie für ihn gerne bedeuten wollte, ihre Eigenart ablegen mußte.

Bemerkenswert ist nun die Rolle, die Dorothea bei der Wendung zum Katholizismus spielte. Zu Beginn der Pariser Jahre stand sie ihm noch bedeutend ablehnender gegenüber als Friedrich. So schrieb sie am 21. November 1802 an Schleiermacher: „Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente; und finde nach meinem Gefühl jetzt das protestantische Christentum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen; dieses hat mir zuviel Ähnlichkeit mit dem alten Judentum, das ich sehr verabscheue. Der Prote-

stantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, soviel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntnis davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nötig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekennen liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit"[12]). Schon aus der Formulierung „Religion der Bildung" geht hervor, daß Dorothea sich dem Protestantismus zuneigte, weil er eine freiere und ungebundenere Haltung erlaubte.

Trotzdem machte sie aber später Friedrichs Wandlung zum Katholizismus mit; zunächst wohl nicht aus eigener Erkenntnis, wie wir berechtigt sind anzunehmen, schrieb sie doch noch Weihnachten 1805 an Karoline Paulus: „Liebe Elisabeth! Es ist ebenso sündlich, Friedrich's Streben (denn von ihm ist eigentlich die Rede, da ich selbst nichts anderes will, als mich ihm anschließen) — es ist also ebenso sündlich, sein Streben, sein Verlangen nach Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luthers mit dem faden Geschwätz, das uns von unseren protestantischen Kanzeln ertönt"[13]). Die eingeschobene Bemerkung „da ich selbst nichts anderes will", zeigt uns schon, daß sie bereit war, ihre eigene Überzeugung aufzuopfern. Vielleicht ist diese Selbstaufgabe aus der Stellung der Frau im Judentum zu erklären, die dann hier Dorotheas Verhältnis zu Schlegel bestimmte.

Verstärkt wird diese Annahme, wenn wir sehen, daß sich Dorothea verhältnismäßig schnell in die neue Lage fand und nun ihrerseits auf Friedrich einwirkte, den Übertritt endgültig zu vollziehen. So schrieb sie Herbst 1806 nach Aubergenville, wo Friedrich als Gast der Staël weilte: „Was nun das Bekenntnis oder den Übergang zur Kirche selbst betrifft, so muß ich Dir wohl bekennen, ich wünschte nicht, daß Du Dich von irgendeiner geheimen oder öffentlichen Rücksicht länger von der wirklichen Ausführung abhalten ließest. Laß nicht, geliebtester Freund, das Ungewisse, Unsichere, in unserer äußeren Lage — die doch immer auf irgendeine Art ungewiß und schwankend bleiben muß — uns durch die innere Unsicherheit unerträglicher machen. Hier muß ja jede Rücksicht schweigen und nur die innere Stimme herrschen"[14]). So geben noch eine Reihe weiterer Briefe Zeugnis davon, daß nun Dorothea die Drängende war. Durch die Tatsache, daß sie sich auch hier Friedrich unterordnete, suchte sie sogar einen gewissen Druck auf diesen auszuüben, können wir doch in einem Schreiben aus dem Jahre 1807 lesen: „Diese Ostern war ich in rechter Versuchung, Dir voranzugehen, aber ich hielt mich. Ohne Not trenne ich mich nicht von Dir. Gott gab mich Dir zum Führer; ich folge Dir, aber bedenke, daß Du nun für zwei Seelen Rechenschaft geben mußt"[15]).

Wie weit der Einfluß Dorotheas auf Friedrich in dieser Frage gereicht hat, ist heute nicht mehr festzustellen. So ist es auch zwecklos, darüber nun unsichere Vermutungen auszusprechen. Bemerken müssen wir aber, daß auch die anderen Frühromantiker (so August Wilhelm Schlegel und Tieck) in jenen Jahren dem Katholizismus zuneigten, ohne aber den letzten Schritt zu tun. An Friedrich Schlegels katholischer Einstellung zu dieser Zeit können wir nicht zweifeln, unsicher aber scheint es, ob er ohne Dorotheas Drängen und besonders ohne die Aussicht auf eine desto leichtere

Anstellung den Übertritt vollzogen hätte. Daß gerade diese letztere Überlegung bei der Konvertion eine Rolle gespielt hat, ersehen wir schon aus einem Briefe Dorotheas vom 23. Februar 1806 an Caroline Paulus: „Man hat uns kein Glaubensbekenntnis abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eins abzulegen; sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen"[16]). Fordern konnte man dieses Glaubensbekenntnis nur, wenn man dagegen eine Stelle bot. In einem Briefe Friedrichs vom 26. August 1806 an Sulpiz Boisserée heißt es: „Seltsame Heilige sind aber doch diese alten Kölnischen Herren, wenn sie mir wirklich so wohl wollen, daß sie, da meine Gesinnungen seit zwei Jahren in Köln über jenen Punkt hinlänglich bekannt waren, mir nicht wenigstens einen feinen Wink geben ließen. Recht lieb aber ist's mir, daß sie mir diese Verlegenheit erspart haben. Nur wünschte ich jetzt, daß die Leute es wüßten, daß ich bloß darum jetzt nicht katholisch geworden bin, was ich sonst längst getan haben würde, damit man nicht glauben könnte, ich habe es der Stelle wegen getan. Ich möchte Sie nun bitten, dies gelegentlich ganz öffentlich zu sagen, und zwar allenfalls solchen Leuten, die es wieder sagen"[17]). Aus diesen Sätzen Friedrichs spricht, wenn auch etwas verblümt, dieselbe Haltung, die wir schon aus dem vorhergehenden Briefe Dorotheas kennen gelernt haben. Gleichzeitig spüren wir in ihnen aber auch eine leichte Hemmung vor dem entscheidenden Schritt. Wohl wollte er den katholischen Glauben annehmen, konnte sich aber doch nicht recht entschließen. Dem „feinen Wink", den er erwartet hatte und nun indirekt durch Boisserée erhielt, wich er aus, indem er erklärte, bisher nicht katholisch geworden sein, weil man dann habe annehmen müssen, er tue dies nur der erhofften Stellung wegen.

So vergingen denn bis zu seinem Übertritt, der am 16. April 1808 erfolgte, noch fast zwei Jahre. Es war dies bezeichnender Weise kurz vor seiner Abreise nach Wien.

Der ständige Umgang mit Dorothea konnte, wie wir oben schon festgestellt haben, seine Wirkung auf die Stellung und Haltung Schlegels gegenüber dem Judentume im allgemeinen nicht verfehlen. Bis zum Jahre 1806 war zudem noch der jüngste — aus der Ehe mit Veit hervorgegangene — Sohn Dorotheas ständig bei ihr. Die Anwesenheit des sehr begabten Philipp, dessen Entwicklung Friedrich verfolgen konnte, mußte in ihm die Überzeugung herbeiführen helfen, daß Isolierung und Absperrung von den Kulturgütern die Ursache der Fehler darstellten, die den Juden anhafteten. Dies um so mehr, da gerade Philipp Veit eine derjenigen jüdischen Erscheinungen ist, die, schon früh aus ihrer Umgebung gerissen, weitgehend von der deutschen Kultur beeinflußt worden sind. Sogar Treitschke hat in ihm später das Beispiel eines gebildeten und assimilierten Juden gesehen.

In diesem Zusammenhang müssen wir eine Briefstelle Dorotheas an Friedrich Schlegel erwähnen, da sie die Stellung Dorotheas im Judentum während der Kölner Zeit etwas beleuchtet und auch Rückschlüsse auf die Haltung Schlegels zuläßt. Am Vorabend der Versammlung der Juden-Notabeln in Paris, am 25. Juli 1806, war im Moniteur ein Artikel erschienen, der das Judentum angriff. Dorothea berichtete darüber an Friedrich: „In dem Moniteur steht ein langes und breites über Juden; unter anderm auch, daß alle ausgezeichneten Juden, auch der berühmte Mendelssohn, sich niemals streng am rabbinischen Gesetz gehalten hätten und daß,

diese Aufgeklärten ausgenommen, alle, alle andern ohne Unterschied Wucherer wären. Was soll denn daraus werden?"[18]) Diese Sätze zeigen schon, daß Dorothea, wie alle anderen Juden, empfindlich wurde, wenn man auch nur die Judenfrage angriff, war doch in diesem Artikel das Problem vom Religiösen her gesehen, mit dem sie nichts mehr verband. Auch die Art ihrer Berichterstattung mit dem jammervollen mitleiderweckenden Schluß ist bezeichnend. Die Vorgänge aber, die zu der von Napoleon einberufenen Versammlung geführt hatten, nämlich die Ausbeutung des verschuldeten Bauerntums im Elsaß durch Juden, fanden keinerlei Erwähnung. Doch auch hinter den Ausführungen des Moniteurs steht der Grundgedanke von der Erziehung und Besserung des Judentums durch Aufnahme in den Kreis der Bildung und Kultur.

Wien und Frankfurt.

Ende April 1808 reiste Friedrich Schlegel von Köln ab. Sein Weg führte zunächst über Frankfurt nach Dresden, wo er sich mit seinem Bruder August Wilhelm traf, der gerade von Wien gekommen war und dort durch seine Vorlesungen und durch seine sonstigen Bemühungen, vor allem eine Audienz beim Kaiser, Friedrich vorgearbeitet hatte. Dorothea blieb zunächst in Köln und ging später nach Dresden zu ihrem Schwager Ernst, in dessen Sommerwohnung sie vom 26. August bis zum 23. Oktober, dem Tage ihrer Abreise nach Wien, wohnte.

Von dem Verhältnisse zwischen Friedrich und Dorothea zu Anfang der Wiener Jahre gibt uns ein Brief der Schwester Friedrichs, Charlotte Ernst, an August Wilhelm Schlegel Aufschluß. Sie hatte die beiden Ehegatten nacheinander in ihrer Wohnung zu Gast gehabt, hatte ihre Gedanken und Gefühle füreinander gekennen gelernt und gab nun ihrem Bruder ein Bild von den erhaltenen Eindrücken, da dieser nur sehr ungern sah, daß Friedrich und Dorothea sich wieder vereinigten. Feinfühlig zeichnete Charlotte in diesem Briefe die Lage der beiden auf: „Noch eins möchte ich Dir über Friedrichs Verhältnis mit seiner Frau sagen, eine Ehe, wo die Frau soviel älter ist, wo keine Kinder sind, muß viel schonender von außen her behandelt werden, weil das Band lockerer ist. Friedrich empfindet gewiß nichts mehr für seine Frau als die innigste Freundschaft, Dankbarkeit und Rückerinnerung der ehemaligen Leidenschaft, dies sind freilich die schönsten Bänder, aber nimm dagegen, daß es Friedrich gewiß beschwerlich ist, da er sich so ungern einschränkt, daß er nun für zwei Menschen sorgen und arbeiten soll, daß er es gewiß bei seinem Hange zur Sinnlichkeit oft fühlt, daß seine Frau alt ist, sollen wir nun nicht befürchten, daß es ihm allmählich behaglicher wird, als garçon zu leben, denke wenn dieses Band endlich selbst darunter leiden sollte? Wenn wir durch unsern zu dringenden Rat dazu Anlaß gegeben hätten, wie würden wir uns selbst nicht Vorwürfe machen, und wie würden wir ihr dieses Glück ersetzen können, um das sie gebracht wäre?"[1])

Die Gründe, die nach Meinung Charlottens für ein Zusammenbleiben sprachen, führte sie August Wilhelm in diesem Schreiben ebenfalls vor Augen, indem sie auf seine Bedenken antwortete: „Was Du darüber sagst, was nicht wohlwollende Menschen über Friedrichs und Dorotheas Verbindung sagen können, ist alles wahr, leider fühle ich das nur zu sehr, nur mit Deiner Folge, die Du daraus ziehest, bin ich nicht einerlei Meinung. Je mehr sie die öffentliche Meinung aufgeopfert, je fester muß nun dieses Band sein, und je exemplarischer müssen sie als Eheleute vor der Welt leben, dieses allein kann Friedrichs Charakter wieder fest setzen. Glaube auch nicht, daß irgendjemand in Wien, der sich für Friedrichen inter-

essiert, diese Geschichte nicht wisse, besonders da die Schwester von dort bekannt ist. Für diese Menschen alle steigt Friedrich gewiß an Wert, da sie es sehen, daß es nicht bloßer Leichtsinn war, der diese zwei Menschen zu diesem Schritte verleitete, sondern daß sie wohl wußten, was sie taten"[2]. Die „öffentliche Meinung", die Schlegel während der Berliner Jahre außer acht gelassen hatte, wurde nun bestimmend für sein weiteres Verhältnis zu Dorothea. Ein besonderer Kommentar für die oben zitierten Sätze ist überflüssig, und wir können hiermit die Erörterung der Beziehungen zwischen Friedrich und Doroathea abschließen.

Am 22. Juni 1808 war Friedrich Schlegel in Wien angekommen. Sofort suchte er nun die Verbindungen, die sein Bruder für ihn angebahnt hatte und die zu einer Anstellung führen sollten, auszubauen. Eine historische Vorlesung, schon für den Anfang seines Aufenthalts geplant, sollte mit zur Einführung dienen, wurde aber durch die Kriegsereignisse des Jahres 1809 verzögert. Trotzdem brachte ihn dieser Krieg seinen Hoffnungen näher, wurde er doch als Publizist dem Generalintendanten der kaiserlichen Armeen, dem Grafen Stadion, zugeteilt. Dazu erhielt er den Titel eines Hofsekretärs und ein jährliches Gehalt von 1500 Gulden. Dorothea, die am 31. Oktober 1808 in Wien ankam, verbrachte die Kriegsmonate bei der jüdischen Bankiersfamilie Arnstein.

Bei diesem Hause Arnstein müssen wir etwas verweilen. An der Spitze desselben stand Nathan Adam Arnstein, der 1795 geadelt und 1798 in den Freiherrnstand erhoben worden war. Als gewiegter jüdischer Finanzmann verstand er es, sein ohnehin nicht unbeträchtliches Vermögen während der napoleonischen Kriege und der damals einsetzenden Papiergeldwirtschaft rasch zu vervielfachen. Ihm zur Seite stand die Tochter des Berliner Juden Daniel Itzig. In Berlin hatte sie noch die Anfänge der Salons miterlebt und nach diesem Vorbild dann in Wien ihr Haus zu einem der Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens gemacht. Die höchsten Politiker und angesehensten Schriftsteller verkehrten in diesem Kreis.

Mit Arnstein geschäftlich verbunden war Bernhard (eigentlich Berusch) Eskeles. Auch dieser war schon 1797 geadelt worden. Während der Kriege gegen Napoleon machte er dem Staate Anleihen und wurde schließlich im Jahre 1810 von der Regierung in finanzpolitischem Auftrag nach Paris und Amsterdam geschickt und nach seiner Rückkehr am 8. April 1811 in den Ritterstand erhoben. Die geschäftliche Verbindung mit Arnstein, durch das Bankhaus „Arnstein und Eskeles", wurde noch verstärkt durch verwandtschaftliche Beziehungen. Caecilie Eskeles, geb. Itzig, war die Schwester Fanny Arnsteins. Auch ihr gaben die stetig wachsenden Reichtümer und der Einfluß ihres Mannes die Möglichkeit, einen Salon zu begründen.

Die Bekanntschaft mit dem Hause Itzig in Berlin — vielleicht kannte er die beiden Frauen auch schon persönlich, was sicherlich für Dorothea zutraf — führte Friedrich Schlegel schnell in diese Kreise ein. Seiner ständigen finanziellen Notlage kam es gelegen, daß sich für Dorothea die Gelegenheit bot, im Arnsteinschen Hause für die Dauer des Krieges und der dadurch bedingten Abwesenheit Friedrichs ein Unterkommen zu finden. Wir aber haben hierin wieder eine erneute und verstärkte Bindung an das Judentum zu sehen.

Noch eine weitere Bekanntschaft Schlegels mit einer Persönlichkeit jüdischer Rasse müssen wir hier aufzeigen. Ein Verwandter der Häuser Arnstein und Eskeles — die beiden Frauen waren seine Tanten — begegnet uns in Eduard Hitzig, eigentlich Itzig. Dieser, der bis 1806 Regierungsassessor in Warschau gewesen war, gründete 1808 in Berlin einen Verlag. Friedrich Schlegel war mit ihm, den er schon in Berlin kennen gelernt hatte, auf seiner Reise nach Dresden während der Leipziger Frühjahrsmesse erneut zusammengetroffen und hatte mit ihm wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit den Plan der Herausgabe seiner sämtlichen Werke besprochen. Dezember 1808 kam der Vertrag zustande, und als erster und einziger Band erschien 1809 eine Sammlung der Gedichte. Bezeichnend für die Haltung Schlegels zum Judentum in dieser Zeit ist es, daß er Hitzig, der zwar getauft war, seinem Bruder August Wilhelm empfahl.

Die Jahre 1810—1813 enthalten für unsere Betrachtungen keinerlei neue Ereignisse. Vom 2. März 1810 ab, an dem das Blatt zum erstenmal erschien, leitete er die Herausgabe des „Oesterreichischen Beobachters", dessen Redaktion dann im Februar 1811 Pilat übernahm. Historische Vorlesungen im Frühjahr 1810 und literarische 1812 kennzeichnen neben seinen Studien über österreichische Geschichte, mittelalterliche Poesie und Philosophie seine wissenschaftliche Tätigkeit. Nationale Bestrebungen in österreichischer und katholisch-ständischer Färbung gingen nebenher. Ausdruck dieser Schaffensperiode im Leben Schlegels wurde 1812 das „Deutsche Museum", eine Zeitschrift, die es nur auf einen Jahrgang brachte.

Den Ereignissen des Jahres 1813 aber mußte Schlegel untätig zusehen. Vergeblich waren seine Bemühungen, eine ihm entsprechende Aufgabe zu erhalten. Bitter beklagte er sich darüber in einem Briefe an August Wilhelm und wünschte, daß ihm dieser „einen recht tüchtigen und glänzenden Ruf nach Rußland"[3]) verschaffe. „Sei und bleibe nur ja überall ein Deutscher", rief er seinem Bruder zu, der im Dienste des Kronprinzen von Schweden an der Niederwerfung Napoleons mitarbeitete[4]). Bald aber konnte auch Friedrich melden, daß er „mit sehr wichtigen Aufträgen und Arbeiten für den politischen Zustand von Deutschland beschäftigt" sei, und daß seine Gedanken und Vorschläge „zum Teil auch Beifall gefunden" hätten[5]). Allzuwichtig jedoch scheint man seine Arbeiten nicht genommen zu haben.

Schlegels politische Aktivität steigerte sich während des Wiener Kongresses, obwohl es ihm nicht gelang, irgendwie direkt in den Lauf der Verhandlungen eingreifen zu können. Ein Verfassungsentwurf für den deutschen Bundestag gibt uns Kenntnis von seinen Vorschlägen[6]). Für unsere Fragestellung ist hier nur wichtig festzustellen, daß Schlegel darin zum erstenmal öffentlich für das Judentum eintrat, verlangte er doch das „vollkommene Bürgerrecht" für die „Israeliten". Alle Beschränkungen und „Bedrückungen" sollten künftig wegfallen. Er faßte diese Emanzipation auf als eine Forderung der religiösen Toleranz. So schrieb er: „Damit endlich die Wohltat der Religionsfreiheit sich auf alle Bewohner der sämtlichen deutschen Bundesstaaten erstrecke, und keine Klasse derselben als abgesondert und ausgeschlossen von der Sache des Vaterlandes betrachtet werden kann, sollen auch die Israeliten ... das vollkommene Bürgerrecht erhalten"[7]).

Wie Schlegel zu diesem öffentlichen Eintreten für das Judentum kam, können wir leicht erkennen, wenn wir zunächst einmal kurz die Bemühungen des Judentums auf dem Wiener Kongreß streifen. Die Judenfrage wurde hier hauptsächlich aufgerollt von den freien Städten. Unter der napoleonischen Herrschaft hatten sie den Juden die volle Gleichberechtigung geben müssen und suchten nun sich dieser Fessel zu entledigen. Dazu war vor allen Dingen notwendig, daß der Wiener Kongreß keine Entscheidung zugunsten der Juden treffe, wie dies vor allen Dingen von Preußen und Österreich gewünscht wurde, die im politischen Kampfe für das Judentum eintraten. Um aber gegen die Bestrebungen der freien Städte ein Gegengewicht zu schaffen, hatten die Juden in denselben eigene Vertreter nach Wien entsandt. So wurden die Forderungen des Judentums der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck von Carl August Buchholz verfochten, während die Frankfurter Judenschaft zwei der ihrigen mit ihrer Vertretung beauftragte, darunter Jakob Baruch, den Vater Börnes. Die „Jüdischen Delegierten wußten ihren Weg recht wohl zu finden und vor allem, wie Danz (der Vertreter der Stadt Frankfurt) bald erfahren mußte, vor die rechte Schmiede zu gehen; denn die erste Frage, die an ihn gerichtet wurde, als er endlich an entscheidender Stelle stand, war: was die Verfassung an Bestimmungen über die Juden enthalte"[8]). Der Weg, den die Beauftragten des Judentums gingen, führte über die jüdischen Salons, verkehrten doch hier die führenden diplomatischen Vertreter der zum Kongreß versammelten Mächte, um nur einige zu nennen: die preußischen Gesandten Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, die Lords Wellington, Steward und Auckland, Kardinal Consalvi und der Nuntius Severoli, die russischen, spanischen und portugiesischen Gesandten, die Prinzen von Preußen, Hessen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz usw.[9]) So boten diese jüdischen Häuser den Vertretern der Judenschaft die besten Möglichkeiten zur Durchführung ihrer Aufgabe.

In diesem Kreise müssen sich auch Friedrich Schlegel und Buchholz kennen gelernt haben. Letzterer veröffentlichte Anfang 1815 eine Schrift über die Judenfrage, deren Titel lautete: „Aktenstücke, die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Israeliten betreffend." Sie erschien im Verlage Johann Friedrich Cottas, der sich in Wien aufhielt, um dort die Rechte der Verleger betreffs Nachdruck usw. zu vertreten und ebenfalls im Arnsteinschen Hause verkehrte. Am 2. März 1815 erschien nun im „Oesterreichischen Beobachter" eine Besprechung dieser Schrift, die wir Friedrich Schlegel zuschreiben müssen[10]). Diese Rezension entspricht ganz den Anschauungen, die wir bei Schlegel auch später noch in seinen Artikeln über die Judenfrage beobachten können.

Als erste Begründung für die Gewährung des vollen Bürgerrechts führt er hier — wie in dem Verfassungsentwurf zum Bundestag — an, daß die Juden „durch freiwillige Kriegsdienste und patriotische Mitwirkung aller Art, ihre Bürgerpflicht von dieser Seite vollkommen erfüllt" hätten, und da sie sich „mit den Waffen in der Hand als Bürger bewährt", so wären sie „eben dadurch auch zu Bürgern wirklich geworden". Bei der Tatsache, daß eine Reihe Juden aktiv am Kriege teilgenommen hatten, da sie von dem Schwung der allgemeinen Begeisterung mitgerissen worden waren, übersah Schlegel, daß es sich nur um eine verhältnismäßig geringe

Zahl handelte, die dazu noch alle aus einem Kreis stammten, der gewillt war, sich zu assimilieren und im Deutschtum aufzugehen. In diesen Kreis hatte er auch fast nur Einblick. Daß dagegen die „patriotische Mitwirkung aller Art", die er rühmte, ein nur allzu dürftiges Deckmäntelchen für die Kriegsgeschäfte darstellte, bemerkte er dabei ebenfalls nicht.

Die zweite von Schlegel nach der Buchholzschen Schrift angeführte Begründung für die Berechtigung der Emanzipation ist, daß dieses Mittel die einzige Möglichkeit darstelle, die den Juden anhaftenden Fehler auszumerzen. Es ginge nicht an, so meinte Schlegel, daß man den Israeliten „alle Wege zur nützlichen Verbesserung" versperrte, um dann den „Mangel an Kultur zum Grunde ihrer ferneren Unterdrückung zu machen". Hinter diesen Sätzen steht die Anschauung, daß es möglich sei, aus Juden durch Erziehung deutsche Volksangehörige zu machen. Um diese Auffassung gerechterweise zu würdigen, müssen wir bedenken, daß eine rassisch-biologische Auffassung des Judenproblems der damaligen Zeit noch völlig unbekannt war, und daß der rassisch-völkische Instinkt Schlegels vollkommen gebrochen war. Zu bemerken haben wir auch noch, daß gerade die Juden, mit denen er verkehrte, ein Beispiel für die Möglichkeit einer solchen Erziehung darzustellen schienen, legten diese doch Wert darauf, sich dem Deutschtum anzugleichen und bewußt deutsch zu scheinen. Das beste und Friedrich Schlegel am nächsten stehende Beispiel bot hier Philipp Veit, wie wir schon oben festgestellt haben. Veit hatte auch am Kriege 1813/14 teilgenommen und es sogar bis zum Leutnant gebracht.

Daß Friedrich Schlegel auch sonst für das Bürgerrecht der Juden eintrat, ist anzunehmen, obwohl wir keine besonderen Nachrichten darüber besitzen, lernte er doch zu dieser Zeit den Vertreter der Frankfurter Judenschaft Jakob Baruch kennen, der dann später in Frankfurt sein Bankier wurde. Wie weit überhaupt seine finanzielle Lage Einfluß auf die Beziehungen zum Judentum hatte, ist heute nicht mehr klarzustellen. Zu bemerken bleibt aber, daß Schlegels Geldgeschäfte in Wien von dem Bankhaus Arnstein und Eskeles erledigt wurden.

Die Verhandlungen beim Kongresse über die Judenfrage, in die Schlegel durch seinen Verfassungsentwurf für den Bund und die Rezension der Buchholzschen Schrift wenigstens indirekt einzugreifen sich bemühte, kamen aber zu keinem für die Juden erfolgreichen Abschluß. Der letzte (von Humboldt verfaßte) Entwurf des Artikels 14 in den Bundesakten, der dann als Artikel 16 mit einer kleinen, aber wesentlichen Änderung angenommen wurde, lautete: „Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten, werde gesichert werden können; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben *in* den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten." Zuguterletzt wurde noch aus dem „*in den* einzelnen Bundesstaaten" ein „*von den* einzelnen Bundesstaaten" und damit vor allen Dingen den freien Städten ihre Handlungsfreiheit in der Judenfrage zurückgegeben, in denen ja die Emanzipation von fremden Regierungsgewalten durchgeführt worden war.

Dieses Ergebnis war ein offenbarer Mißerfolg der beiden großen Mächte Preußen und Österreich. Um aber nun doch zu ihrem Ziele zu kommen, versuchten die beiden Staaten durch diplomatischen Druck auf die in Frage kommenden Städte, die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes trotzdem zu erreichen. So betonte Metternich schon in dem Schreiben, welches die Anerkennung der Freiheit der Stadt Frankfurt aussprach und das an den Vertreter der Stadt, den Senator Danz, gerichtet war, daß die „hohen Mächte“ „auf Erhaltung aller wohlerworbenen Rechte, jeder Klasse von Einwohnern, fest bestehen“ müßten, „damit jede rückwirkende Maßregel vermieden“ würde. Daß zu diesen wohlerworbenen Rechten auch die der Frankfurter Judenschaft gehören sollten, geht deutlich hervor aus dem Antwortschreiben Metternichs an die israelitische Gemeinde zu Frankfurt auf ihre am 10. Okt. 1814 eingereichte Bittschrift. Hierin wurde die oben angeführte Stelle aus der Mitteilung an Danz besonders hervorgehoben und bemerkt, daß die „Gerechtsame“, welche die Frankfurter Judenschaft „aus einem früheren Vertrage geltend zu machen berechtigt“ sei, „vollkommen gesichert“ seien.

Auf den hier erwähnten Vertrag müssen wir wegen der späteren Frankfurter Tätigkeit Schlegels kurz eingehen. Er war am 28. Dezember 1811 von der damaligen großherzoglichen Regierung mit der Frankfurter Judenschaft geschlossen worden und verlieh sämtlichen Juden das städtische Bürgerrecht. Die jüdische Gemeinde hatte dafür 440 000 fl. zu zahlen, was dem zwanzigfachen Betrag der festgesetzten jährlichen Abgabe entsprach. Von diesen 440 000 fl. mußten nun 150 000 fl. sofort bar bezahlt werden, während die übrigen in Obligationen ausgegeben wurden. „Das bare Geld war sofort nach Paris gewandert, als Kaufgeld für die vom französischen Staate in Beschlag genommenen und jetzt vom Großherzog zurückgekauften Domänen; von den Obligationen war ein erheblicher Teil als Douceurs an hohe Staatsbeamte verschleudert worden, in die Kasse der Stadt, die die ganze Sache doch in erster Linie anging, war kein Kreuzer gekommen“[11]). Nach der Wiederherstellung der Freiheit fühlte sich deshalb auch die Stadt Frankfurt durch diesen Vertrag auf keine Weise gebunden und das oberste Verwaltungsgericht hob die weiteren Ratenzahlungen zur Tilgung der Obligationen auf. In dem nun einsetzenden Streite mit der Stadt wandten sich die Juden an den Wiener Kongreß. Von dem Ergebnis der Verhandlungen in dieser Sache haben wir schon berichtet.

Hatte Friedrich Schlegel schon zu Wien eine starke Wirksamkeit zugunsten der Juden entfaltet, so vergrößerte sich diese noch während seiner Tätigkeit am Bundestage zu Frankfurt. Im Oktober 1815 war er zum ersten Legationssekretär mit dem Range eines Legationsrates bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestage ernannt worden. Schon am 20. November verließ er Wien „im Vollgefühl des endlich erreichten Zieles“[12]), war doch hiermit sein sehnlichster Wunsch, nämlich der, in politischen Diensten eingesetzt zu werden, in Erfüllung gegangen. Die Aufgabe, mit der er betraut wurde, formulierte er selbst in seinem ersten Berichte an den Fürsten Metternich folgendermaßen: „Eure Durchlaucht haben mich beauftragt, und vorzüglich mit dafür bestimmt, daß ich streben soll, so viel als möglich Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen, sowohl um sie dem wahren Geist des deutschen Bundes und der Absichten Österreichs

gemäß zu lenken, als auch besonders, um dem schädlichen Einfluß der Unruh stiftenden Partei entgegen zu wirken“[13]). In diesem Bericht konnte er schon melden, daß er die Oberaufsicht über die „Ober-Post-Amts-Zeitung“ übernommen habe und daß ihm der „Hamburger Unparteiische Korrespondent“ und die „Allgemeine Zeitung“ für Nachrichten immer offen ständen. Weiter betonte er hier die Wichtigkeit des „Österreichischen Beobachters“ in seiner Wirkung auf Deutschland.

Die „Allgemeine Zeitung“ verlegte Cotta, mit dem Friedrich Schlegel auf dem Wiener Kongreß in nähere Beziehungen getreten war. So hatte Cotta die Herausgabe seiner Werke übernommen — von denen aber kein Band erschien —, da Hitzig nach dem Kriege seine Verlegertätigkeit aufgegeben hatte und wieder in den Staatsdienst getreten war. Auch den Schuldenrückstand Schlegels, der sich wegen seiner finanziellen Notlage alle Arbeiten voraus bezahlen ließ, glich Cotta Hitzig gegenüber aus.

Die „Allgemeine Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“ standen Schlegel auch für seine Berichte über den Frankfurter Verfassungsstreit und der damit zusammenhängenden Judenfrage zur Verfügung. Dagegen verhielt sich der Hamburger Korrespondent, allein schon deshalb, weil sich Hamburg in einer ähnlichen Lage befand wie Frankfurt und die dortige Bürgerschaft dem Judentum ebenfalls feindlich gegenüberstand, völlig neutral.

In Frankfurt knüpfte Friedrich Schlegel sehr schnell neue Beziehungen zum Judentum an, wurde doch, wie wir oben schon erwähnt haben, Jakob Baruch sein Bankier. Auch die Frankfurter Rothschilds lernte er kennen, so heißt es in einem Briefe an seinen Bruder August Wilhelm: „Alles was Du mir schicken willst, kannst Du auf zwei Wegen an mich besorgen. Entweder durch die österreichische Gesandtschaft . . . oder auch durch das dortige Haus Rothschild, an den hiesigen Bankier, den ich kenne“[14]). Diese Bekanntschaft mag durch Baruch vermittelt worden sein, doch lagen auch noch andere Berührungspunkte vor. So war eine Schwester der Marianne Saaling (Salomon), die Friedrich Schlegel in den Wiener jüdischen Salons kennen gelernt hatte, die Gattin des Frankfurter Bankiers Herz. Deren Tochter wiederum heiratete in das Haus Rothschild. Schlegel konnte also über Mangel an jüdischem Umgang auch hier in Frankfurt nicht klagen. Schon dieser Bindungen wegen mußte er nun seinen journalistischen und politischen Einfluß zugunsten der Juden ausüben.

Die erste Betätigung in dieser Hinsicht, von der wir Kenntnis haben, erfolgte durch ein Gutachten über die Frankfurter Angelegenheiten, welches er am 30. Januar 1816 seinem Chef, dem österreichischen Gesandten, Grafen von Buol-Schauenstein, überreichte. Dieser schickte die „ebenso wichtigen, als gewiß eine eigene Aufmerksamkeit verdienenden Bemerkungen“ des „sehr diensteifrigen Legations-Rates v. Schlegel“, wie es in dem Begleitschreiben heißt, der Staatskanzlei in Wien ein. Buol selbst fügte dem Berichte — dem auch dem Frankfurter Konstitutionsentwurf und eine Klageschrift der Frankfurter israelitischen Gemeinde beigelegt waren — seinerseits hinzu, „daß er den Minister Wessenberg eingeladen habe, die ihm am besten bekannten, hauptsächlich einfließenden städtischen Behörden zu ermahnen, sich in Bälde eines besseren zu besinnen und andurch den sonst unausweichlichen unmittelbaren Zurechtweisungen des Bundestages, mit dessen Pflichten es

sich durchaus nicht vertragen könnte, die wahrnehmende offenbare Nichterfüllung der Hauptbedingnisse, unter welchen allein der Stadt ihre Freiheit vergönnt worden sei, mit Stillschweigen zu umgeben, von selbst zurückzukommen"[15]).

Schlegel ging in seiner Schrift, die zu diesem indirekten Vorgehen Buol-Schauensteins gegen den Frankfurter Senat beitrug, zunächst auf die Forderungen der Katholiken ein, deren Wunsch nach sechs bis acht Senatssitzen er billigte. In der Frage des Bürgerrechtes der Juden stellte er sich auf deren Standpunkt, indem er es als Vergehen rügte, daß der Senat die Aussetzung der Zahlungen auf die Obligationen trotz des Einspruches der österreichischen und preußischen Regierung nicht wieder rückgängig gemacht habe, ja nicht einmal die Schreiben dieser Mächte beantwortete. Seine Meinung machte sich in folgenden Sätzen Luft: „In einem solchen, jetzt wirklich zum Ehrenpunkte und zum entscheidenden Prüfstein für die in Zukunft zu behauptende Autorität, gewordenen Falle dürfte es durchaus notwendig sein, daß man einmal das Gewicht der Autorität zu fühlen gäbe, damit man nicht die schonende Nachgiebigkeit als Schwäche uns deutet und die schuldige Achtung am Ende außer Augen gesetzt werde"[16]).

Seine Stellung zur Frankfurter Judenfrage legte Schlegel aber in diesem Berichte nicht ganz fest, vielleicht weil er die Entscheidung der Regierung selbst überlassen und jeden Anschein eines Eingriffs in fremde Rechte vermeiden wollte. So betonte er, „daß es für die Zukunft noch einer näheren Bestimmung bedürfe, in welchem Grade sie (die Juden) auch an den aktiven Bürgerrechten Anteil nehmen und zu bürgerlichen Stellen und Ämtern fähig sein sollen"[17]). Anschließend aber protestierte er sofort wieder gegen die Entziehung des, wie er es nannte, „geringsten aller aktiven Bürgerrechte", nämlich des Rechtes der Teilnahme an der Wahl der Bürgerschaftsvertreter. Vor allem aber wehrte sich Schlegel dagegen, daß man den Juden auch die passiven Bürgerrechte, d. h. die Berufs- und Gewerbefreiheit nehmen wolle, waren diese doch nach seiner Meinung die Grundlagen für eine „bürgerliche Verbesserung der Juden". Für ihn war ihre allmähliche Loslösung vom Schacher und Wucher und ihre Überführung in andere Berufe, zu denen man sie aufmuntern und anleiten sollte, eine der Hauptvoraussetzungen zur Ausmerzung der ihnen anhaftenden Fehler und zu ihrer Erziehung zu vollen Staatsbürgern. Auf der anderen Seite war auch den Juden die volle Berufs- und Gewerbefreiheit schon deshalb besonders erwünscht, da damit ja auch alle Beschränkungen, denen sie bisher bei ihren Geschäften unterworfen waren, wegfielen. Eigenartigerweise trafen also hier die geschäftlichen nach voller Bewegungsfreiheit zielenden Interessen des Judentums mit den auf seine Erziehung gerichteten Bestrebungen Schlegels zusammen.

Am 31. Januar 1816, also einen Tag nach der Überreichung der Schlegelschen Bemerkungen über die Frankfurter Verfassungsfrage, erschien im „Österreichischen Beobachter" ein Artikel, der den neuen Verfassungsentwurf angriff, obwohl er für keine der Parteien direkt eintrat, sondern ganz allgemein gegen den Senat Stimmung zu machen suchte. Wir gehen bestimmt nicht fehl, wenn wir in dem Verfasser dieser Nachricht Friedrich Schlegel vermuten, entsprachen doch die darin vertretenen Ansichten ganz seinem Standpunkt. Vor allen Dingen kamen hier Schlegels Bemühungen

zum Ausdruck, Fassung und Formulierung solcher Meldungen ihrem Zwecke und Wirkungsbereiche entsprechend abzustimmen[18]). Dem Ziel, die öffentlichen Meinung zu beeinflussen, diente es auch, wenn er hier wie in den späteren Artikeln der „Allgemeinen Zeitung" nie frei heraus seine Meinung sagte. Die Aufgabe, mit heftigem Pathos gegen die Judengegner zu Felde zu ziehen, übernahm vielmehr Varnhagen von Ense, der sich von November 1815 bis Juli 1816 mit seiner Gattin Rahel Levin in Frankfurt aufhielt[19]).

Schlegel selbst trat in den Artikeln der „Allgemeinen Zeitung" keineswegs offen für die Judenschaft ein. Den Grund hierfür haben wir in der den Juden sehr ungünstigen Stimmung zu suchen, gegen die in direktem Angriff anzugehen, ihm wenig ratsam erscheinen mußte. Daß die Öffentlichkeit im allgemeinen den Juden wenig günstig gesinnt war, zeigen uns schon die Berichte des sonstigen Frankfurter Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung", die häufig den Schlegelschen Absichten entgegenwirkten[20]). Deshalb bemühte sich Schlegel zunächst, die allgemeine Stimmung gegen den Frankfurter Senat und die von diesem vertretenen Verfassungsprojekte einzunehmen oder doch wenigstens kritisch zu machen. Zugleich ergab die Verfolgung dieses Teilzieles die Möglichkeit, gleichzeitig hiermit eine andere ihm sehr am Herzen liegende Aufgabe ihrer Lösung näher zu führen, nämlich seine Arbeiten im Dienste der katholischen Interessen in Frankfurt.

Nur einmal nahm Schlegel während der Frankfurter Zeit in einer die Juden betreffenden Frage selbst Stellung. Dies war in der Angelegenheit der Lübecker Judenschaft, der von dem dortigen Senat am 6. März 1816 befohlen wurde, die Stadt innerhalb kurzer Frist zu verlassen. Trotz der durchgreifenden Maßnahme Lübecks war aber dieser Artikel sehr ruhig gehalten, fand es Schlegel doch nur auffallend, „daß durch jene Verfügung der Bestimmung des Bundestages vorangeeilt zu werden scheint"[21]). Bei dieser Milde und Mäßigung im Urteil kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Friedrich Schlegel wohl in Frankfurt die besten Beispiele jüdischen Schacher- und Wuchergeistes selbst erfahren, oder sogar erlebt hatte, bot doch gerade diese Stadt die besten Möglichkeiten dazu. Diese Frankfurter Juden zu verteidigen, mußte ihm viel schwieriger vorkommen als der Einsatz für die nach Bildung strebenden Kreise in Berlin und Wien, obwohl auch hier schon die Ansatzpunkte zu der neuen Strömung im Judentum gegeben waren. So können wir annehmen, daß er die Haltung der Bevölkerung, wenn auch nicht billigen, so doch begreifen lernte und deshalb sich in einem Blatte, das gerade hier stark verbreitet war, nicht aussprechen konnte, da er Rücksicht zu nehmen hatte auf die Vertretung der Interessen, mit denen er beauftragt war.

Daß er aber deshalb seine Grundsätze in der Judenfrage keineswegs aufgab, das zeigen uns dann die Artikel im „Österreichischen Beobachter". Dieser war das Organ der österreichischen Regierung und hatte auch in der Judenfrage als solches deren Auffassung zu vertreten, eine Auffassung, die den Anschauungen Schlegels entsprach. Von der Bedeutung dieses Blattes schrieb Schlegel in seinem ersten Bericht an Metternich, daß er „erst hier die große Wichtigkeit des „Österreichischen Beobachters" für Deutschland ganz habe einsehen" gelernt, und daß er schon „wegen der aufmerksamen Rücksicht, welche so viele andere Zeitungen besonders auf die räsonierenden

Artikel desselben nehmen, für die Leitung der öffentlichen Meinung von großer Wichtigkeit" sei[22]). Von diesem Blickpunkt aus müssen wir auch die Auslassungen über die Judenfrage in diesem Blatte sehen, die schon dadurch, daß sie eben hier, im „Österreichischen Beobachter" erschienen, ein halboffizielles österreichisches Ansehen gewannen. So wurde z. B. auch eine Nachricht vom 21. Mai 1816 über das Lübecker Judenedikt am 1. Juni von der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt.

Artikel über die Frankfurter Judenfrage erschienen im Beobachter am 26. Juli und 8. August 1816, während eine Nachricht, die am 2. August veröffentlicht wurde, in einer Zwischenbemerkung ebenfalls für die Juden eintrat[23]). Daß diese Berichte von Schlegel stammen, ist wohl kaum zu bezweifeln. Sie können nur von jemanden herrühren, der in Frankfurt lebte und die Taktik Österreichs in dieser Angelegenheit genau kannte, und beides war bei Schlegel der Fall. Daß dieser gleichzeitig an der „Allgemeinen Zeitung" und am „Österreichischen Beobachter" mitarbeitete, geht klar hervor aus den Sitzungsberichten des Bundestages, die häufig in den beiden Blättern fast wörtlich übereinstimmen und über deren Verfasser uns das noch vorhandene Redaktionsexemplar der „Allgemeinen Zeitung" Auskunft gibt[24]). Bei der Häufigkeit dieser Sitzungen und der durch die Menge des Stoffes bedingten Länge der Nachrichten war es ihm damals nicht mehr möglich, sie so ihrem Zwecke entsprechend umzuarbeiten, wie dies noch bei den Mitteilungen über den Frankfurter Verfassungsstreit vor Beginn der Bundestagsverhandlungen der Fall war, hörten doch sogar diese Nachrichten allmählich auf.

Die Art all dieser Schlegelschen Artikel über die Angelegenheiten der Frankfurter Juden war so, daß sie versuchten, aus dem Artikel 16 der Bundesakte, der ja die allgemeine Regelung der Judenfrage dem Bundestag überlassen hatte, nun der Stadt das Recht auf eine selbständige Lösung dieser Frage streitig zu machen. Dabei benutzte Schlegel die Schreiben Metternichs vom 9. Juni 1815 an Senat und Judenschaft, deren vollen Wortlaut er am 26. Juli 1816 brachte, zur Unterbauung seiner Beweisführung. Daß er es dabei geflissentlich vermied, auf die Schwierigkeiten dieser Auslegung, die sich aus der Abänderung des Wörtchens „in" zu „von" ergaben, irgendwie einzugehen, ist leicht erklärlich, suchte doch auch Metternich darüber hinwegzutäuschen. Verständlich ist auch, daß er versuchte, diese Angelegenheit wie überhaupt all die mit der Frankfurter Verfassung zusammenhängenden Streitigkeiten, dem Bundestag zur Klärung zu übergeben, wünschte er doch für den Bundestag eine entscheidende und überragende Stellung.

Wie schon oben bemerkt, hörten die Mitteilungen Schlegels über den Frankfurter Verfassungsstreit allmählich auf, weil er sich auf die Berichterstattung über die Sitzungen des Bundestages beschränkte. Wohl hatte sich auch dieser mit der Frage zu beschäftigen, da sich die jüdische Gemeinde an ihn gewandt hatte, aber Schlegels Mitteilungen enthielten sich jeder eigenen Stellungnahme. Die Taktik des Frankfurter Senats war, diese Frage durch Verschleppung allmählich einschlafen zu lassen. Auch kam ihm die ständig zunehmende Judenfeindschaft in diesen Jahren zu Hilfe. So blieb schließlich ein an sämtliche Häupter der deutschen Bundesstaaten gerichtetes gleichlautendes Schreiben nicht ohne Wirkung. Eine Reihe von

Staaten stellten sich auf seine Seite und der preußischen Hilfe für die Juden wurden daraufhin vom Könige enge Grenzen gesetzt. Durch die Appellation an den Bundestag war auch die österreichische Unterstützung sehr eingeschränkt worden, da Metternich dieser Einrichtung keinesfalls das Recht, wichtigere Entscheidungen zu fällen, zugestehen wollte und „aus allgemeinen Gründen es ängstlich vermied, eine Beeinflussung auf die übrigen Bundesregierungen auszuüben"[25]).

Daß es trotzdem nicht ganz gelang, das Judentum, wie dies viele wünschten, in seine alten Schranken zurückzuverweisen, daß ihm vielmehr eine Reihe Rechte erhalten blieben, dazu hat Friedrich Schlegel sehr stark beigetragen. Wir dürfen vor allen Dingen nicht die Wirkung unterschätzen, die sein Eintreten für die Juden auf die Entwicklung der Anschauungen über die Judenfrage zum liberalen Standpunkt hin gehabt hat. Daß Schlegel sich auch außerhalb seiner journalistischen Tätigkeit für das Judentum einsetzte und auch so die allgemeine Emanzipation mit vorbereiten half, zeigt schon die Tatsache, daß er zur Verbreitung von Denkschriften über die Lage der Israeliten zu Frankfurt beitrug, wie uns dies ein Brief an Sulpiz Boisserée vom 22. April 1816 bezeugt.

Mit der Frankfurter Wirksamkeit hörte auch Schlegels politische Tätigkeit auf. Im April 1818 war seine Abberufung endgültig beschlossen worden, da er sich nicht als das Werkzeug erwiesen hatte, das Metternich zu seinen Zwecken brauchte, sondern mit seinen Aufträgen noch Arbeiten verband, die ihm persönlich am Herzen lagen, so vor allem sein Eintreten für die katholische Kirche in einer Richtung, die Metternich nicht erwünscht sein konnte, und ebenso seine Versuche, die Stellung des Bundestages zu verstärken.

In Wien wandte er sich wieder wissenschaftlichen Arbeiten zu, ohne daß aber sein Interesse für die politischen Ereignisse erloschen war. Auch an seiner Stellung zum Judentum änderte sich nichts, er verkehrte wieder in den jüdischen Kreisen Wiens und seine Haltung gegenüber allen Dingen, die das Judentum betrafen, bezeugt uns für das Jahr 1819 eine Nachricht, die er der „Allgemeinen Zeitung" mitteilte, in der es heißt: „In Preßburg sollen die Israeliten, zum Schutze gegen Mißhandlungen von einigen Individuen aus der niedrigsten Volksklasse, die Einschreitung der dortigen Behörden in Anspruch zu nehmen genötigt gewesen sein"[26]).

Schlußwort.

Von Friedrichs Schlegels erster Begegnung mit dem Judentum bis zu seiner Frankfurter Tätigkeit läßt sich eine durchgehende Verbindungslinie ziehen. Die Bekanntschaft eines Juden zog die eines anderen nach sich, und so griff Glied in Glied, bis diese eine Kette bildeten, die ihn völlig umspann. Die festeste Bindung an das Judentum jedoch war Dorothea Mendelssohn-Veit.

Schlegels finanzielle Notlage hatte die erste Berührung mit Juden ergeben. Ein anderer Jude, Michaelis, löste ihn von den daraus entstandenen Verpflichtungen und brachte ihn auf dem Umwege über Reichardt in die Berliner jüdischen Salons. Von hier aus ziehen sich die Fäden bis in seine Wiener und Frankfurter Jahre, und als notwendige Folge all dieser Bindungen erscheint dann sein Einsatz für das Judentum in Frankfurt. Nicht unbedeutend ist auch die Tatsache, daß seine finanziellen Angelegenheiten in dieser Zeit von jüdischen Bankhäusern erledigt wurden.

In einer Periode eigener innerer Unsicherheit trat Schlegel in enge Beziehungen zu jüdischen Kreisen. Die geistige Kälte und Bindungslosigkeit dieses Raumes tötete in ihm die letzten Ansätze zu einer aus tiefstem Leben und Erleben kommenden neuen Weltordnung. So vermochte dann auch sein Aufenthalt in Paris, der ihn doch nationale Werte empfinden ließ, nicht, ihn zu einer lebensvolleren Gestaltung zu führen. Er blieb wie die meisten Romantiker in einer nur historisch erlebten Staatstheorie stecken.

Anhang. [1]

Beilage I.

Aus dem Oesterreichischen Beobachter vom 2. März 1815.

Actenstücke, die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Israeliten betreffend. Herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet durch C. A. Buchholz, beider Rechte und der Philosophie Doctor etc. Stuttgart und Tübingen, 1815. In der Cotta'schen Buchhandlung.

Der Gegenstand dieser Schrift ist schon vor 30 Jahren das Ziel mancher patriotischen Bemühungen und Untersuchungen gewesen. Wem ist es unbekannt, was Kaiser Joseph alles getan und versucht hat, um den Zustand der Israeliten aus dem Grunde zu verbessern und auch die Juden zu Bürgern bilden? In der damaligen Zeit standen den wohlmeinenden Absichten des unermüdeten Monarchen noch mancherlei jetzt zum Teil nicht mehr stattfindende Schwierigkeiten entgegen, und hinderten das vollkommene Gelingen. Als bald nachher die Revolution ausbrach, wurde diese so wie manche andere nützliche Reform in dem Sturme der Zeit mit verschlungen und wieder vergessen oder doch nicht weiter gefördert.

Die neuesten Zeitbegebenheiten indessen haben eben diesen Gegenstand von neuem in die lebhafteste Anregung gebracht. Dies zeigt sich schon aus den mancherlei in vorliegenden Aktenstücken abgedruckten Verordnungen der wohlgesinntesten teutschen Regierungen, welche in den letzten Jahren in Mecklenburg, Preußen, Bayern und Dänemark schnell aufeinander folgten und in welchen allen unter einiger Verschiedenheit der Formen und Modifikationen den Israeliten vollkommene Bürgerrechte erteilt worden sind. Diesen von so vielen achtungswürdigen Regierungen schon sanktionierten Grundsatz, daß die Israeliten von dem bisherigen Druck ganz freigesprochen und als wahre Staatsbürger hinfüro anerkannt und behandelt werden sollen, wünscht der Verfasser nun als ein allgemeines Verfassungsprinzip durch eine für alle einzelnen teutschen Staaten und Länder gleichförmige Maßregel anerkannt u. eingeführt zu sehen.

Der Hauptgrund, worauf sich der Verf. dabei stützt, ist, daß die teutschen Israeliten in der letzten Epoche, wie es schon seit längerer Zeit in Böhmen und den österreichischen Staaten geschah, auch jetzt vorzüglich in Preußen und in den meisten andern teutschen Ländern an der Kriegspflicht und der allgemeinen Bewaffnung, eben so wie alle andern Staatsbürger, Anteil genommen, ja auch durch freiwillige Kriegsdienste und patriotische Mitwirkung aller Art, ihre Bürgerpflicht von dieser Seite vollkommen erfüllt, und sich nicht selten ruhmvoll ausgezeichnet haben.

Durch dieses höchst wichtige Faktum ist denn auch in der Tat das ganze bisherige Verhältnis der Juden verändert worden, so daß man nicht umhin kann, dem Verfasser im Wesentlichen beizustimmen und einzugestehen, daß jetzt und von nun an eine durchaus andere Behandlung derselben erfordert werde. Bei der in früheren Zeiten stattfindenden Bedrückung der Israeliten konnte man immer sagen, daß sie bei manchen andern Nachteilen doch von dem so schweren Kriegsdienste befreit seien, und daß, wer die erste aller Bürgerpflichten, die das Vaterland zu verteidigen, nicht miterfülle, auch nicht auf den Genuß der gleichen

Rechte mit den übrigen Bürgern Anspruch machen könne. Nachdem aber nun überall in Teutschland die Israeliten an der Verteidigung des Vaterlandes den pflichtmäßigen Anteil genommen und sich mit den Waffen in der Hand als Bürger bewährt haben, so sind sie eben dadurch auch zu Bürgern wirklich geworden und würde es unbillig, ja ungerecht sein, sie von den Rechten der Bürger noch länger ausschließen zu wollen. Wie in manchen andern Stücken, so haben auch in dieser Hinsicht die letzten Zeiten des Kampfes und der allgemeinen Gefahr eine neue und wohltätige Entwicklung herbeigeführt. So mächtig ist der Nationalgeist und die patriotische Gesinnung durch den Widerstand und die versuchte Unterdrückung aufgeregt worden, daß selbst die bisher zurückstehenden Mitglieder des gemeinen Wesens davon ergriffen und dadurch auf eine höhere und den andern gleiche Stufe des Bürgersinns sind erhoben worden. Die Nachwelt wird es mit unter die Merkwürdigkeiten und Zeichen dieser Zeit rechnen, daß in ihrem Kampfe auch die Juden zu Vaterlandsverteidigern und wahren Bürgern gebildet worden sind.

Das zweite Argument, worauf der Verf. sich besonders in Hinsicht der Gewerbe und der bürgerlichen Verbesserung der Juden stützt, ist die unläugbar richtige Bemerkung, daß alles, was man immer um eine solche Verbesserung zu bewirken, beginnen oder versuchen möge, vergeblich sein wird, so lange die bisherige Zurücksetzung fortdauert. „Immer, sagt der Verfasser, fuhr man in allen Staaten fort, alle Wege zur nützlichen Verbesserung ihnen zu versperren, und dann den Mangel an Kultur zum Grunde ihrer ferneren Unterdrückung zu machen." — Man sollte im Gegenteil damit anfangen, sie als Bürger zu behandeln und zu erkennen; dies ist das einzige Mittel, sie wirklich zu Bürgern zu bilden und zu machen. Dieser eben so einfache, als unumstößliche Grundsatz ist auch schon durch die Erfahrung und durch entscheidende Tatsachen auf das vollkommenste bestätigt worden. Mit Vergnügen bemerken wir, daß in Hinsicht auf die Fortschritte des Gewerbfleißes unter der jüdischen Nation, wovon sie überall Beweise gegeben hat, wo man ihr den Zugang dazu geöffnet hat, Böhmen vorzüglich als Muster von dem Verfasser angeführt werden könnte, „wo schon ein Dritteil der dort ansässigen Juden noch vor Ablauf eines halben Menschenalters den Handel aufgegeben und sich zu Professionen und Manufakturen bestimmt hat (S. 54 u. 76)." — In Frankfurt am Main haben sich gleichfalls in dem sehr kurzen Zeitraume, seit die dortige Judengemeinde unter dem ehemaligen Großherzoge den Zutritt zu den bürgerlichen Gewerben erlangt, schon eine sehr beträchtliche Anzahl von Israeliten verschiedenen Professionen gewidmet. Ähnliche Fortschritte des bürgerlichen Gewerbfleißes der jüdischen Nation in Preußen, Dänemark und in mehrern andern teutschen Ländern, sind hinreichend bekannt. Dies sind Tatsachen, vor denen alle feindliche Sophistik verschwindet. Der Verf. stützt sich durchgehends auf die Erfahrung und hat gewiß sehr Recht, diesen Gang zu wählen. Das Streiten darüber, ob diese oder jene vielleicht schon veraltete Vorschrift des Talmud mit dem, was der Soldatenstand oder das bürgerliche Gewerbe fordert, wahrhaft im Widerstreite sei oder nicht, läßt sich ohne Ende fortsetzen, führt zu keinem bestimmten Resultate und nimmt ohnehin leicht einen gehässigen Charakter an. Genug, die Erfahrung bekräftigt es, daß dergleichen Kollissionen entweder überhaupt nicht mehr stattfinden oder doch mit einiger Vernunft und Billigkeit leicht gehoben werden können. — Selbst die allgemeinen Diskussionen über das Verhältnis der Religion und Religionsmeinung zum Staat überhaupt, worauf der Verf. sich hie und da, obgleich selten, einläßt (wie S. 56 u. folg.), hätten vielleicht erspart werden mögen, da es doch nicht möglich ist, diese wichtige Materie so in der Kürze erschöpfend zu behandeln. Es ist für den vorliegenden Gegenstand auch umso weniger notwendig, so tief in die spekulative Staatstheorie einzugehen, da wir über die ersten Grundsätze der Toleranz und allgemeinen Glaubensfreiheit in Teutschland ja längst einverstanden sind.

Wenn der Staat und jede aufgeklärte Regierung übrigens wünschen muß, daß die Juden in dem bisherigen absondernden Sinne des Worts (als Staat im Staate), so sehr als möglich aufhören möchten, Juden zu sein, so ist dieser doch keineswegs dahin auszudehnen, als könne der Staat wünschen, daß die Juden gleichgültig gegen ihre oder gegen alle Religion werden möchten. Dies wäre vielmehr für ein großes Übel zu halten, und jede wahrhaft aufgeklärte Regierung wird die religiöse Erziehung aller Staatsmitglieder jederzeit als die erste Grundlage des bürgerlichen Vereins betrachten. Es ist daher allerdings sehr zu wünschen, daß mit den erweiterten Bürgerrechten der jüdischen Nation zugleich auch durch allgemeine Maßregeln die Einleitung getroffen werde, ihre Erziehung und Schulanstalten zu verbessern. Besonders mußte in diesen auch für einen ihrem Glaubenssystem eben so wohl als den sittlichen Bedürfnissen ihrer höhern bürgerlichen Vervollkommnung angemessenen Religionsunterricht Sorge getragen werden. — Manches Lebenswerte dieser Art ist schon in verschiedenen teutschen Ländern zu Stande gekommen (S. 68, 69 folg.), und in dem gleichen Geiste sind auch mehrere der hier abgedruckten Verordnungen gedacht, unter denen in dieser Hinsicht außer dem ausführlichen badenschen Edikt besonders auch das dänische (z. B. § 14) viel Bemerkenswertes enthält.

In der Vorrede (S. V) und am Schlusse der Schrift selbst (S. 70 folg.) äußert der Verfasser den Wunsch nach einem allgemeinen Gesetze über diese ganze Angelegenheit der Befreiung der Israeliten und sucht zu beweisen, daß der beabsichtigte Zweck nur durch eine in ganz Teutschland konforme Maßregel erreicht werden könne. Jeder teutsche Patriot wird ihm unbedenklich darin beistimmen, daß diese Sache unter diejenigen Gegenstände der öffentlichen Wohlfahrt gehört, welche eine gemeinsame Bestimmung für alle teutsche Staaten vorzüglich erheischen und in den Constitutionsgesetzen nicht füglich übergangen werden können. Auch dürfen wir über diesen Punkt das vollste Vertrauen zu den umfassenden Einsichten und patriotischen Gesinnungen der großen Staatsmänner hegen, welche die teutschen Angelegenheiten zu leiten und die Verfassung neu zu ordnen berufen sind.

Besonders fühlbar wird dieses Bedürfnis noch durch eine andere Rücksicht. In mehreren teutschen Provinzen und freien Städten ist die Befreiung der Israeliten zuerst von den Franzosen, während der Epoche ihrer Herrschaft und der teutschen Unterjochung, ausgegangen und angeordnet worden. Dies könnte bei den weniger vernünftig und billig denkenden die Sache selbst in ein ungünstiges Licht stellen. Uns scheint aber gerade das Gegenteil daraus zu folgen und ein billiges und gerechtes Betragen gegen die teutschen Israeliten jetzt um so notwendiger, ja für die Ehre der guten Sache selbst durchaus erforderlich zu sein. Daß die Edikte der ehemaligen kön. westphälischen Regierung, so wie der damaligen französischen in der sogenannten 32sten Militärdivision, nach deren Auflösung an und für sich gar keine legale Kraft mehr haben, ist unstreitig. Wenn nun aber die wiedereingesetzten rechtmäßigen alten Regierungen teutscher Fürsten oder freien Städte, Anordnungen, die niemanden kränken und einzelne bisher unterdrückt gewesene Klassen oder Individuen von dem Drucke befreien, bloß darum aufheben wollten, weil sie von den Franzosen herrühren, so würde eine solche rückgängige Handlungsweise sehr tadelnswert sein, und eine für das teutsche Vaterland und die vaterländische Gesinnung durchaus entgegengesetzte und sehr nachteilige Wirkung hervorbringen. Denn dies hieße ja gerade dem eben erst glücklich besiegten Feinde von neuem eine Partei bilden und bereiten. Es würde ein solches Verfahren um so unbilliger sein, da die teutschen Israeliten überall von der ihnen bewilligten neuen Freiheit einen sehr guten und bescheidenen Gebrauch gemacht, wie dies, von denen in Hamburg, der dasige Senat ausdrücklich bezeugt hat (S. 31 und 32). Wollte man jenes rückgängige Prinzip durchgehends befolgen, so müßte man am Ende auch den neuen Weg über den Simplon wieder einreißen, weil er unter Napoleon gebaut worden. Möchten wir vielmehr überhaupt niemanden eine gegründete Ur-

sache geben, die glücklich überstandene Epoche der Tyrannei, es sei in welcher Hinsicht es wolle, zurückzuwünschen! — Und hier ist doch wahrlich von einer, nicht bloß durch ihren leidenden Zustand interessanten, sondern schon durch ihre Zahl bedeutenden Klasse und von dem Schicksal von mehreren Hunderttausenden die Rede. (Nach einem mittleren Durchschnitte von verschiedenen, freilich sehr abweichenden Angaben, dürfte man die Anzahl der in allen teutschen Ländern wohnhaften Israeliten, ohne Gefahr der Übertreibung, wohl auf eine halbe Million annehmen.)

Möge der Verf. der Sache, die er mit lobenswerter Wärme und patriotischem Eifer verteidigt und der wir den besten Erfolg wünschen, auch ferner seine Bemühungen widmen und uns in dem 2ten Hefte, nebst den übrigen Edikten verschiedener Regierungen über den gleichen Gegenstand, die er uns darin zu geben verspricht, besonders auch recht viele Tatsachen mitteilen, um die ganze gegenwärtige Lage der jüdischen Nation in Teutschland, so statistisch genau als möglich übersehen zu können.

Oesterreichischer Beobachter vom 2. März 1815,
Nr. 61, S. 336—338.

Beilage II.

Aus dem Oesterreichischen Beobachter vom 21. Mai 1816.

Über das Decret des Lübecker Senats, vermöge dessen die daselbst ansässigen Israeliten vier Wochen nach Ostern aus der Stadt vertrieben werden sollten, haben wir aus einer höchst achtungswerten Quelle folgende Bemerkungen erhalten: „Dies Dekret hätte man unter den jetzigen Umständen wohl nicht leicht erwartet. Gerade um solche die Zeit entehrende und hülflose Individuen kränkende Reaktionen zu beseitigen, war in dem 16ten Artikel der teutschen Bundesacte ausdrücklich festgesetzt worden, daß den Israeliten die ihnen seither in den teutschen Bundesstaaten schon eingeräumten Rechte vorläufig, und bis auf weitere Entscheidung erhalten bleiben sollten. Wie soll sich der künftige Bundestag mit „Verbesserung des Zustandes der Israeliten" beschäftigen, wenn einzelne Staaten durch die willkürlichsten und grausamsten Beschlüsse seinen Beratschlagungen vorgreifen, und die Frage aburteilen dürfen, ehe sie noch zur Verhandlung gebracht ist? Es liegt in diesem Verfahren sowohl gegen bevorstehenden Bundestag, als gegen die ersten Höfe von Teutschland, deren Grundsätze in dieser Angelegenheit oft und laut genug ausgesprochen worden sind, ein Mangel an Achtung, der sich nur durch leidenschaftlich Übereilung erklären, aber nicht leicht entschuldigen läßt."

Oesterreichischer Beobachter, Nr. 142, vom 21. Mai
1816, S. 760.

Beilage III.

Aus dem Oesterreichischen Beobachter vom 26. Juli 1816.

Die Judenschaft zu Frankfurt ist mit dem dortigen Magistrate neuerdings in Kollision gekommen. Vor einigen Tagen ist bekanntlich der Entwurf einer Ergänzungsakte zu der alten Frankfurter Staatsverfassung erschienen, den die Kommission der Dreizehner vorgelegt hat, der aber, zum Beweise des Mißklangs in den Meinungen und der Parteien, nur von sieben Stimmen gegen sechs, folglich nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme, zur Vorlegung genehmigt wurde. Am 17. nun sollte über die Annahme oder Verwerfung dieses Entwurfes abgestimmt werden. Da aber die Judenschaft durch den 7ten Artikel derselben ihre Rechte und Ansprüche neuerdings beeinträchtiget, und sich auch in Ansehung derselben dadurch gekränkt und vervorteilt fand, daß sie, als zu den Bürgern gehörig, nicht bei dieser Abstimmung zugezogen ward, so hat sie sowohl

gegen diese Zurücksetzung oder eigentlich Übergehung, als auch gegen jenen 7ten Artikel, als eine einseitige, gegen die Wiener-Kongreßverfügung streitende Bestimmung in einem Promemoria feierlich protestiert, und ihre Rechte und Ansprüche auf das nachdrücklichste verwahrt. Folgendes ist der erwähnte 7te Artikel: „Da es, so viel die hiesigen Einwohner jüdischer Religion betrifft, keinen Zweifel leidet, daß jeder christliche Staat nicht nur die Befugnis, sondern auch die Pflicht hat, die bürgerlichen Rechte seiner jüdischen Einwohner nach den eigenen Lokalitäten so zu regulieren, daß der Nahrungs- und Gewerbsstand der christlichen Bürgerschaft, als des wesentlichsten Bestandteiles des christlichen Staates, daneben bestehen kann, so soll der Senat durch eine, aus Gliedern seiner Mitte, und aus jener des beständigen Bürgerausschusses zusammengesetzte Kommission ein, dem Zeitgeiste und der Billigkeit entsprechendes Regulativ der bürgerlichen Rechte der hiesigen Einwohner jüdischer Konfession unverzüglich entwerfen lassen, und solches dem gesetzgebenden Korps in seiner ersten Zusammenkunft zur Deliberation und Sanktionierung vorlegen." Die Protestaktion der Juden widerlegt anständig, aber mit Ernst und Hinweisung auf die Kongreßakte, und auf die offiziellen Eröffnungen der Fürsten Metternich und Hardenberg, diesen Artikel, und erklärt ihn für eigenwillig, und nicht achtend des Prinzips, nach welchem der Stadt Frankfurt im verflossenen Jahre ihre Selbständigkeit wieder eingeräumt wurde, wie aus nachstehender Selbständigkeits-Akte für die freie Stadt Frankfurt, wie solche dem Hrn. Syndikus Danz, als Deputierten derselben, im Namen Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und Allerhöchstihrer Alliierten am 9. Juni 1815 mitgeteilt worden:

„Se. kaiserl. königl. apostolische Majestät haben, in Einverständnis mit Allerhöchstihren Alliierten, die Selbständigkeit und Freiheit der Stadt Frankfurt neuerdings bestätigt, und ich beeile mich, dem städtischen Herrn Bevollmächtigten den desfalls gefaßten Entschluß mittelst Extrakt des betreffenden Konferenz-Protokolls in der Anlage mitzuteilen.

Bei dem großen Interesse, welches die hohen Mächte für das Wohl der Stadt Frankfurt an den Tag gelegt haben, sind Sie berechtigt, von dem Senat und der Bürgerschaft dieser Stadt dasjenige Benehmen zu erwarten, welches sowohl Ihren künftigen Verhältnissen zu dem neuen teutschen Bunde, als den gegenwärtigen Umständen angemessen ist. Indem Sie dem Senat und der Bürgerschaft die vollkommenste Eintracht und Unparteilichkeit bei Festsetzung ihrer Verfassung empfehlen, müssen Sie auf Erhaltung aller wohlerworbenen Rechte, jeder Klasse von Einwohnern, fest bestehen, damit jede zurückwirkende Maßregel vermieden werde.

Das bisher bestandene General-Gouvernement ist aufgehoben, und erhielt den Befehl, seine Funktionen bis 20. d. M. ganz einzustellen.

Wien, den 9. Juni 1815.

Fürst Metternich."

An demselben Tage des verflossenen Jahres erfolgte nachstehende Antwort auf die im Namen der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt an den hohen Kongreß unterm 10. Oktober 1814 übergebene Bittschrift:

„Auf die am 10. Oktober 1814 von den israelitischen Deputierten der Stadt Frankfurt am Main bei dem hohen Kongreß eingereichte Bittschrift, um die Konfirmation des mit dem ehemaligen Großherzog von Frankfurt unterm 28. Dezember 1811 abgeschlossenen Vertrags über das Bürgerrecht der jüdischen Glaubensgenossen, wird denenselben zu erkennen gegeben, daß in dem Selbständigkeits-Akt, der für die freie Stadt unterm 9. d. M. ausgefertigt worden ist, dem Magistrate auferlegt worden sei, alle wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Einwohnern fest zu halten, und jede zurückwirkende Maßregel zu vermeiden.

In dieser Verfügung wird auch die jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main ihre Beruhigung finden, indem dadurch die Gerechtsame, welche sie aus einem früheren Vertrage geltend zu machen berechtigt ist, vollkommen gesichert sind.

Wien, den 9. Juni 1815.

Fürst Metternich."

Oesterrreichischer Beobachter, Nr. 208, vom 26. Juli 1816, S. 1099 f.

Beilage IV.
Aus dem Österreichischen Beobachter vom 8. August 1816.

Nachdem nun, heißt es in einem Schreiben aus Frankfurt vom 24. v. M., das große Werk der Konstitutions-Ergänzungs-Akte unserer freien Stadt (dessen ganze Geschichte, namentlich in Hinsicht der Art der Stimmensammlung, nicht undeutlich an den Acte additionnel aux constitutions de l'empire vom Mai 1815 erinnert) nach langen Wehen glücklich zur Welt gebracht worden, ist gestern eine Bekanntmachung erschienen, worin Bürgermeister und Rat der löblichen Bürgerschaft fernerweit zu wissen fügen, wie nun zum Vollzug des 51sten Artikels obgedachter Ergänzungs-Akte vor allen Dingen die ständige Bürger-Repräsentation, oder der Bürger-Ausschuß von 51 Frankfurter Bürgern zu wählen sei, welche hiernächst mit 45 andern dortigen Bürgern den Vorschlag zu den neuen Ratswahlen zu machen haben. Der 26. und 27. Juli sind als Wahltage festgesetzt. Die Wahlen werden auf folgende Weise vorgenommen: Jeder christliche Bürger kann aus seinem Stande (dem Gelehrten-, Kaufmanns- oder Handwerksstand) 25 Personen vorschlagen. Diejenigen 75, in welchen sich die Mehrheit der Stimmen vereinigt, wählen die 45 Mitglieder des großen Bürger-Ausschusses, welche sofort die 51 Personen des neuen ständigen Bürgerkollegs erkiesen, oder das alte im Ganzen bestätigen; schließlich schlagen die 45 Mitglieder des großen Bürger-Ausschusses und die 51 Personen des neuen ständigen Bürgerkollegs zusammen 40 Kandidaten vor, aus welchen der Senat die 20 neuen Ratsstellen besetzt. Während sich dieses komplizierte Wahlgeschäft bereitet, häufen sich aus der Mitte unseres kleinen Freistaates Protestationen über Protestationen gegen das neue Verfassungswerk, die jedoch, wie solches einer von 150, größtenteils sehr angesehenen Bürgern, unterzeichneten Protestation, welche heute durch eine Deputation von drei Mitgliedern beim Senat eingereicht werden sollte, begegnet ist, von dem Senate vor der Hand weiter nicht beachtet und wohl gar nicht einmal angenommen werden. Besonders auffallend und eben so sehr im Widerspruch mit eigenen frühern Regierungsakten, als mit dem deutlich ausgesprochenen Willen der verbündeten Mächte, deren Beschlüssen allein die Stadt Frankfurt ihre, unter der Bedingung der Erhaltung aller wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Einwohnern und Vermeidung jeder zurückwirkenden Maßregel, wiedererlangte Selbständigkeit verdankt, benimmt sich der Senat gegen die dortigen Israeliten. Bereits im Jahre 1814 wurde in Gemäßheit mehrfacher Anordnung des General-Gouvernements eine aus Gliedern des Rats und des Bürger-Ausschusses zusammengesetzte Wahl-Kommission ernannt, und eine von dieser erwählte sogenannte Organisations-Kommission niedergesetzt, welche aus dreizehn Bürgern mehrerer Stände der drei christlichen Konfessionen, teils aus der Mitte des Rats und Bürger-Ausschusses, teils aus der übrigen Bürgerschaft, zusammengesetzt war. Diese hatten den Auftrag zu prüfen und zu begutachten: „Ob und welche Veränderungen in der ehemaligen

Verfassung der Stadt und der innern Verwaltung durch die Ereignisse der spätern Zeit notwendig und ratsam geworden seien." Durch Beschluß des Rats vom 1. Febr. 1814 war die Kommission aufgefordert worden, ihr Gutachten auch über die politischen Verhältnisse der Israeliten zu erstrecken. Dieses Gutachten fiel dahin aus: „8) Die Frage, in welchem Verhältnisse die Juden, welche bereits in den Bürgerverband getreten sind, zu belassen seien, ist rein juristischer Natur. Auf jeden Fall aber kann aus dem, den Juden von dem Großherzog unter Zugrundelegung der damaligen Verfassung gegebenen Bürgerrechte nicht gefolgert werden, daß sie bei veränderter Verfassung den übrigen Bürgern der jetzt wieder freien Stadt in staatsbürgerlicher Hinsicht (das verlangen die Juden auch gar nicht) gleichstehen, und es kann daher überhaupt nur von dem Privatbürgerrecht (was sie allein, aber auch ohne die mindeste Schmälerung, in Anspruch nehmen) in Betreff derselben die Rede sein. Unter dieser Beschränkung aber möchte der hiesigen Judenschaft ihr vom Großherzoge erlangtes Bürgerrecht, in so weit dasselbe erworben worden, nicht wohl können entzogen werden." Dieses also ausgesprochene Gutachten hatte sich des unbedingten Beifalls des Bürgerausschusses zu erfreuen. In einer im Frankfurter Intelligenzblatt vom 7. April 1815 erschienenen Ediktalladung wird „in Gefolge verehrlichen Ratschlusses vom 28. Febr. 1815" unter mehreren in Frankfurt „verburgerten" Personen auch ein Jude, Namens Salomon Löb Schotte, aufgefordert, die rückständigen Abgaben binnen einer unerstrecklichen Frist von 3 Monaten zu entrichten, unter der Verwarnung, „bei dessen Entstehen des Frankfurter Bürgerrechts sofort verlustig erklärt zu werden." In dem Vortrage, gehalten in der Kommission der XIIIer am 14. März 1816, über die zweckmäßigste Einrichtung der Frankfurter Staatsverfassung von einem Mitglied der Kommission wird S. 20 eingeräumt, daß unter die „wohlerworbenen Rechte, welchen das hochverehrliche Schreiben Sr. hochfürstlichen Durchl. des Herrn Fürsten von Metternich, dd. 9. Juni 1815*), den allerhöchsten Schutz der Alliierten zusagt, nur solche verstanden werden können, welche sich auf Verträge mit der Fürstprimatischen Regierung gründen." Daß darunter die von den Israeliten titulo oneroso, ja onerosissimo erworbenen Bürgerrechte gehören, kann schlechterdings nicht in Zweifel gezogen werden. Im Artikel 16 der teutschen Bundesakte heißt es: „Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Teutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten, in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne. Jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten." Nach allem diesem ist es in der Tat unbegreiflich, wie der hochedle Rat durch seine — am Jahrestage der Unterzeichnung der Bundesakte erlassene — Bekanntmachung vom 8. Juni d. J. den Bekennern des jüdischen Glaubens, deren wohlerworbene Bürgerrechte (worunter das Recht, Häuser und sonstige Immobilien in Frankfurt zu kaufen oder zu mieten, vorzüglich zu rechnen ist) er früherhin selbst anerkannt hatte, durchaus untersagen konnte, „Häuser und sonstige Immobilien in Frankfurt, außer denen ihnen in der vorhinnigen reichsstädtischen Verfassung angewiesenen, und unter der fürstlichen Regierung im Jahre 1810 sehr erweiterten Distrikten, mietweise, mithin noch weniger käuflich, an sich zu bringen!" Dieser merkwürdige Akt, wogegen die Frankfurter Judenschaft die in öffentlichen Blättern (Vergl. Österreichischer Beobachter Nro. 180)

*) Siehe dieses Schreiben Österr. Beob. Nro. 208 vom 26. Juli d. J.

enthaltene Protestation einreichte, sollte durch eine willkürliche, den wahren Sinn der klaren Worte des Art. 16 der teutschen Bundesakte durchaus verdrehende Auslegung dahin gerechtfertiget werden, daß man den Bekennern des jüdischen Glaubens nicht die ihnen bereits eingeräumten Rechte, sondern nur den bereits eingeräumten Besitzstand zu erhalten habe. Nichts desto weniger wurde noch in dieser Bekanntmachung vom 8. Juni förmlich anerkannt und deutlich ausgesprochen, „daß der Bundesversammlung das Recht zustehe, in Beratung zu ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Teutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen Übernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne;" und der hochedle Rat erklärte, „daß er mit Bereitwilligkeit zur bürgerlichen Verbesserung der jüdischen Glaubensbekenner mitwirken wolle." Was sagt nun aber die, ungeachtet so vieler Protestationen (namentlich auch von Seiten der achtbarsten Bürger) angenommene und bereits feierlich proklamierte Konstitutions-Ergänzungs-Akte? Im Artikel 7 derselben heißt es: „Da es, so viel die hiesigen Einwohner der jüdischen Religion betrifft, keinen Zweifel leidet, daß jeder christliche Staat nicht nur die Befugnis, sondern auch die Pflicht hat, die bürgerlichen Rechte seiner jüdischen Einwohner nach den eigenen Lokalitäten, so zu regulieren, daß der Nahrungs- und Gewerbsstand der christlichen Bürgerschaft, als des wesentlichsten Bestandtheils des christlichen Staats, daneben bestehen kann, so soll der Senat (also nicht der Bundestag) durch eine aus Gliedern seiner Mitte, und aus jener des beständigen Bürgerausschusses zusammengesetzte Kommission, ein dem Zeitgeiste und der Billigkeit entsprechendes Regulativ der bürgerlichen Rechte der hiesigen Einwohner jüdischer Konfession unverzüglich entwerfen lassen, und solches dem gesetzgebenden Körper (also nicht dem Bundestage) in seiner ersten Zusammenkunft zur Deliberation und Sanktionierung vorlegen." — Dies sind die verschiedenen Abstufungen, nach welchen unsere Machthaber, um von vielen Beispielen nur eines durchzuführen, gegen die hiesigen Israeliten verfahren sind. Eine andere teutsche Stadt, die unter gleichen Bedingungen, wie Frankfurt, ihre politische Existenz wieder erlangte (Lübeck), hat sich noch auffallendere Reaktionen gegen den Geist und Sinn der ihr wieder verliehenen Selbständigkeit erlaubt, und ein englisches Blatt (der Courier vom 18. Juni) enthält die ganz richtige, auf alle solche Attentate gegen die Kongreßbeschlüsse und die Bundesakte anwendbare Bemerkung, daß, wenn dasjenige, was dem Senate von Lübeck hierin zur Last gelegt wird, wahr sein sollte, hierzu weiter nichts zu sagen sei, als daß „Lübeck verdiene, des Namens und der Vorrechte einer freien und unabhängigen Stadt verlustig zu werden". Die Erwartungen Aller sind nun auf die bevorstehende Eröffnung des Bundestages gerichtet, dessen Beschlüssen allein die Entscheidung dieser Angelegenheit vorbehalten ist, und von dessen Gerechtigkeit die in ihren wohlerworbenen Rechten Verletzten Schutz und Abhilfe ihrer billigen Beschwerden mit voller Zuversicht erwarten.

Österreichischer Beobachter, Nr. 221, vom 8. August 1816, S. 1168—70.

Beilage V.

. . . .

Nach einem Dekret des Senats der freien Stadt Lübeck vom 6. März d. J. ist den dazu verordneten Kommissarien aufgetragen worden, den dort wohnenden jüdischen Glaubensgenossen anzudeuten, daß sie spätestens binnen vier Wochen nach Ostern die Stadt verlassen, und sich entweder nach Moisling zurückziehen oder sich ins Ausland begeben müssen, widrigenfalls sie nur als

Fremde behandelt, und ihnen der Betrieb bürgerlicher Nahrung gänzlich verboten werden soll. Nach dem Art. 16 der deutschen Bundesakte sollen bekanntlich den jüdischen Glaubensgenossen vorläufig die ihnen in den einzelnen Bundesstaaten eingeräumten Rechte erhalten, und später in Beratung gezogen werden, wie derselben bürgerlichen Verbesserung übereinstimmend zu bewirken sei. Man findet es auffallend, daß durch jene Verfügung der Bestimmung des Bundestages vorangeeilt zu werden scheint.

Allgemeine Zeitung, Nr. 123, vom 2. Mai 1816, S. 492.

Beilage VI.

Aus der Allgemeinen Zeitung vom 11. August 1816.

** Frankfurt, 5. Aug. Mit der Vollziehung des neuen Verfassungsentwurfs wird faktisch fortgeschritten, ungeachtet der eingelegten Protestationen von Kollegien und Einzelnen, und der ungesetzlichen Art der Einführung. Ungesetzlich muß diese genannt werden schon nach allgemeinen Grundsätzen, weil die Mehrheit nur unter Gleichen, nicht aber unter ganz Ungleichen, weil sie ferner nur da einen vernünftigen Entscheidungsgrund geben kann, wo das Übergewicht der Einsicht und der besseren Gründe vermutet wird. Letzteres kann aber nicht dort der Fall sein, wo ohne Unterscheidung jeder der atmet, gleichviel gilt — nicht dort, wo ein überraschendes Verfahren jede ruhige Prüfung und Erwägung ausschließt, und die Abstimmung lediglich zu leerem Schein wird. — Insbesondere aber ist eine solche Einführungsweise ungesetzlich zu nennen, weil hier gar nicht von einer neuen Errichtung des gesellschaftlichen Vertrags, nicht von Verwirklichung Jean Jacquischer Ideen vom primitiven Zustande, der, wie sein Schöpfer selbst fühlte, nie existieren wird — die Rede, sondern von Verbindung positiver althergebrachter Rechte mit positiven neu erworbenen. Der Grundsatz, daß die Verfassungen in den deutschen Staaten nicht das Werk des Talents, der Laune, der Willkür und des Faktionsgeistes sein sollen, sondern, daß sie auf positiver Grundlage der alten Verfassungen gegründet, nur Mängel der letzteren heben, und neue Rechte und Verhältnisse neben den frühern sicherstellen sollen, wird in allen monarchischen Staaten Deutschlands anerkannt. Ein energievoller König gehorchte der Wahrheit, und erkannte jenen Grundsatz nachgebend in öffentlichen Reskripten feierlich an. In Hannover und Hessen ging man von demselben aus; und der aufgeklärte Großherzog von Weimar gründete auf ihn jede Verhandlung. In Tirol und Salzburg wurde jener Grundsatz mit einer erhabenen Sanktion bekräftigt. — Wie sollte es dann geduldet werden können, daß in einem kleinen Freistaat, dem die Basis seiner Verfassung vorgeschrieben, und eine oberste Entscheidungsbehörde bestimmt ist, jener ehrwürdige Grundsatz umgestürzt werde? — Daher sind viele, welche durchdrungen von der Überzeugung, daß nur in der Befolgung jenes Grundsatzes der Weg hätte gefunden werden können, ein Beispiel rühmlicher Eintracht und würdevoller Selbständigkeit zu geben, und einsehend, daß dieser Weg wohl nicht mehr betreten werden wird; — den lebhaften Wunsch hegen, daß die Autorität des Bundestages, als des Organs des gemeinsamen Staatswillens Deutschlands, das Vortreffliche aus den vorliegenden Entwürfen mit dem unbefangenen Blick des Dritten ausheben, die Grenze der Gerechtigkeit bestimmen und die Gemüter zugleich durch Gesetzlichkeit beruhigen möge. Dem wahren Verdienst bleibt hierbei sein Ruhm ganz gesichert, und mehr als dieses soll niemand begehren, wer es immer sei. — Die empfindliche Scheu vor einer sogenannten fremden Einmischung beruht mehrenteils auf irriger Ansicht. Einmal ist die Behörde nicht fremd, sondern gemeinschaftlich und vaterländisch — und dann so kann es auch der Gesamtheit der Bürgerschaft eben nicht zur Unehre gereichen, in so schwieriger Geteiltheit, Unbestimmtheit und Faktionsgeist, nicht das gerechte Gesetz ohne die Autorität irgend einer Entscheidungsbehörde haben auffinden und geltend machen können.

Allgemeine Zeitung, Nr. 224, vom 11. August 1816, S. 896.

Anmerkungen

zum Kapitel

Deutschland gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

1) K. Th. Heigel: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. I. Bd. Stuttgart 1899. S. 360.

2) Ebenda, S. 363. Die Schilderung stammt von Karl Heinrich Ritter von Lang.

3) Karl Alexander von Müller: Deutsche Geschichte und deutscher Charakter; Aufsätze und Vorträge. Berlin und Leipzig, 1927, S. 32 f.

4) Otto Tschirch: Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen. 1795—1806. Weimar 1933. I, 13.

5) Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig 1913. I, 272.

6) Ebenda, S. 274 f.

7) Alfred Schier: Die Liebe in der Frühromantik; Marburg 1913. S. 18.

8) „Das leidende Weib", Akt III, Sz. 2. Siehe auch Paul Kluckhohn: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der Romantik. Halle 1922. S. 208 ff.

9) Kluckhohn, S. 211.

10) Schier, S. 33.

11) Geiger: Geschichte der Juden in Berlin. S. 102. Berlin 1871.

Zum Kapitel

Jugend und Charakter.

1) Josef Körner: Friedrich Schlegels Berufskämpfe; Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 215, Heft 1, Januar 1929. S. 22 ff.

2) Ebenda, S. 22.

3) Ebenda, S. 22.

4) Zitiert nach der Ausgabe in der Sammlung: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik, Bd. 4, Leipzig 1931. S. 183 ff.

5) Eine Ausdeutung der Lucinde gibt J. Rouge in seinen „Erläuterungen zu Friedrich Schlegels Lucinde", Lausanne 1904.

6) Siehe die Lyceumsfragmente Nr. 78 und 89 bei Minor: Friedrich Schlegel. 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Wien 1882. II, S. 194, 195.

7) Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgegeben von Oskar F. Walzel. Berlin 1890. S. 63.

8) Ebenda, S. 2.

9) Ebenda, S. 75.

10) Ebenda, S. 61.

11) Ebenda, S. 8.

12) Ebenda, S. 26.

13) Ebenda, S. 16.

14) Ebenda, S. 9.

[15]) Ebenda, S. 5.
[16]) Ebenda, S. 94.
[17]) Ebenda, S. 70.
[18]) S. Brief v. 4. 11. 93 an August Wilhelm; Walzel, S. 136.
[19]) Lucinde, S. 193 f.
[20]) Lucinde, S. 196.
[21]) Siehe: Caroline. Briefe aus der Frühromantik, I, S. 692 ff. u. 702.
[22]) Lucinde, S. 196.
[23]) Lucinde, S. 198.
[24]) Lucinde, S. 198.

Zum Kapitel
Erste Begegnungen mit dem Judentum.

[1]) Carl Enders: Friedrich Schlegel. Die Quellen seines Wesens und Werdens. Leipzig 1913. S. 184.
[2]) Enders, S. 54.
[3]) Ebenda, S. 54.
[4]) Walzel, S. 52.
[5]) Salomon Maimons Lebensgeschichte von ihm selbst. Herausgegeben von Karl Philipp Moritz. Berlin 1792—93. II.
[6]) Enders, S. 80 ff.
[7]) Walzel, S. 91.
[8]) Walzel, S. 234.
[9]) Walzel, S. 136.
[10]) Walzel, S. 178.
[11]) Walzel, S. 227.
[12]) Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Hg. von K. A. Varnhagen von Ense, Leipzig 1836. S. 234 f.
[13]) Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Hg. von Josef Körner; Brünn, Wien, Leipzig 1936/37, I, S. 36.
[14]) Walzel, S. 210.
[15]) Walzel, S. 198.
[16]) Auf welche Weise Schlegel die Beziehungen zu Michaelis aufgenommen hat, konnte ich nicht feststellen. Vielleicht, daß Chr. G. Körner, der Michaelis durch Schiller kennen konnte, vermittelte. Die Verbindung Schillers mit Michaelis hat W. v. Humboldt hergestellt, wie ein Brief vom 15. 8. 95 bezeugt: „Es tut mir sehr leid," so schrieb er hier an Schiller, „die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm gewesen zu sein." (K. Goedecke: Geschäftsbriefe Schillers, Leipzig 1875. S. 107.)

Bemerkenswert ist auch, daß von dem Judentum Michaelis nur bei der ersten Erwähnung die Rede war. Daß es sich bei Michaelis tatsächlich um einen Juden gehandelt hat, der sich wahrscheinlich hat taufen lassen, geht einwandfrei aus einigen Briefstellen von verschiedenen Personen hervor. So schrieb Schiller an Humboldt: „Aber ob ich gleich nicht willens bin, den Almanach dem Juden zu lassen, so halte ich diese Entreprise doch für solid genug, um einen Versuch zu machen, sie in Gang zu bringen." (Goedecke: Schillers Geschäftsbriefe, S. 109.) Daß Michaelis sich zumindest später hat taufen lassen, ergibt sich aus einem Satze in einem Briefe Kreuzers an Schütz: „Besonders ist in dieser Hinsicht der Exjude Michaelis (ehemals Buchhändler in Neustrelitz und jetzt Privatlehrer dahier) sehr tätig. Dieser Mensch ist überhaupt ein Zeitungsträger für Voß." (Zitiert bei Urlichs: Briefe an Schiller, Suttgart 1877; S. 244.) Wann Michaelis sich hat taufen lassen, ob vor oder erst nach seiner Verlegertätigkeit, ist unbekannt. Der zitierte Brief Kreuzers stammt aus dem Jahre 1808. Zu dieser Zeit hielt sich Michaelis in Heidelberg auf.

17) Walzel, S. 225.

18) Siehe hierzu K. Goedecke: Geschäftsbriefe Schillers. Leipzig 1875. S. 103 ff. und L. Urlichs: Briefe an Schiller; Stuttgart 1877, S. 190 f. und S. 242 ff. Ebenfalls Jonas: Schillers Briefe, Wien 1894. IV, S. 358.

19) Walzel, S. 250.

20) Walzel, S. 272.

21) Walzel, S. 273.

22) Walzel, S. 274.

23) Walzel, S. 275.

24) Siehe Körner: Romantiker und Klassiker. S. 44, Anmerkung 2.

25) K. Goedecke: Schillers Geschäftsbriefe. S. 131 f.

26) Siehe L. Urlichs: Briefe an Schiller. S. 190 f. und S. 242 ff. Goedecke, S. 103 ff.

27) Walzel, S. 278.

28) Intelligenzblatt der A. L. Z. vom 30. März 1796. Nr. 40. Spalte 336.

29) Siehe hierzu Körner: Romantiker und Klassiker. S. 38 ff.

Zum Kapitel
Berlin und Jena.

1) Hans Landsberg: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Zeit. Weimar 1913. S. 267 f.

2) K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3. Aufl. Leipzig 1871. 2. Teil, 1. Bd., S. 110 f.

3) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Hg. von Varnhagen von Ense. Berlin 1834. I, S. 192.

4) Briefe der Henriette Feuerbach, S. 71.

5) Rahel, I, S. 65 f.

6) Landsberg, Henriette Herz. S. 21 f.

7) Eugen Wolbe: Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg. Berlin 1937. S. 227.

8) Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel hg. von J. M. Raich. Mainz 1881. I, S. 96.

9) Rahel, I, S. 169.

10) Rahel, I, S. 170.

11) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Hg. von J. Fürst, Berlin 1858. 2. Aufl. S. 113.

12) Henriete Herz, S. 131.

13) Siehe hierzu die Briefe bei Landsberg: Henriette Herz. S. 252 ff.

14) Henriette Herz, S. 113.

15) Brief vom 2. Februar 1799. Bei Franz Deibel: Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. Berlin 1905. S. 161 f.

16) Athenäumsfragment Nr. 34. Bei J. Minor: Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Wien 1882. II, S. 208 f.

17) Franz Deibel, S. 162.

18) Henriette Herz, S. 113.

19) Brief vom 31. Oktober 1797. Walzel, S. 304.

20) Walzel, S. 381.

21) Walzel, S. 384.

22) Walzel, S. 391.

23) Josef Körner: Briefe von und an Fr. Schlegel. Berlin 1926. S. 15 f.

24) Körner, S. 438.

[25]) Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. N. F. Bd. VII. Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Hg. v. H. Meisner u. E. Schmidt. Berlin 1913. S. 1.

[26]) Henriette Herz, S. 114.

[27]) Literaturarchiv, N. F. VII, S. 3.

[28]) Körner, S. 18 f.

[29]) Caroline, I, S. 478 f.

[30]) Körner, S. 19.

[31]) Henriette Herz, S. 114.

[32]) Caroline, I, S. 483.

[33]) Deibel, S. 160 f.

[34]) Henriette Herz, S. 115.

[35]) Caroline, I, S. 478.

[36]) Körner, S. 19.

[37]) Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Hg. v. J. M. Raich. Mainz 1880. S. 104.

[38]) Caroline, I, S. 490.

[39]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 51 f.

[40]) Dorothea, I, S. 8.

[41]) Dorothea, I, S. 8.

[42]) Walzel, S. 401.

[43]) Dorothea, I, S. 22.

[44]) Rudolf Unger: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Berlin 1913. S. 2.

[45]) Caroline, I, S. 563 f.

[46]) Dorothea, I, S. 21.

[47]) Dorothea, I, S. 22. Siehe auch Wienecke: Caroline und Dorothea. S. 299.

[48]) Caroline, II, S. 65.

[49]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 35.

[50]) An Schleiermacher am 17. März 1800. Literaturarchiv N. F. VII, S. 49.

[51]) Ein Zeugnis hierfür stellen die Briefe Dorotheas an Schleiermacher dar. Am 20. 4. 1800 schrieb sie an diesen: „Von Caroline habe ich meine Herz vollkommen abgewandt, sie zeigt sich jetzt in einem gehässigen Licht . . .“ (Literaturarchiv N. F. VII, S. 54.)

[52]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 49 f.

[53]) Caroline, II, S. 218.

[54]) Caroline, II, S. 300.

[55]) Caroline, II, S. 125 f.

[56]) Körner, S. 34.

[57]) Körner, S. 35.

[58]) Körner, S. 37.

[59]) Brief aus Dresden vom 1. 4. 1802. Galerie von Bildnissen, S. 234.

[60]) Saul Ascher in der Zeitschrift „Eumonia“, Berlin 1801, II, S. 123.

[61]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 18.

[62]) Wienecke, Caroline und Dorothea, S. 349.

[63]) Wienecke, S. 549. Siehe hierzu auch die Stelle aus einem Brief Dorotheas an Varnhagen vom 3. April 1812, wo es von Rahel heißt: „Sie hat Friedrichs Geist erkannt und ihn geliebt, als er noch ein Gegenstand der allgemeinen Verfolgung war.“ Dorothea, II, S. 73. Vergleiche auch Körner, S. 442 und 453.

[64]) Dorothea, I, S. 29.

[65]) Körner, S. VI.

[66]) Körner, S. 20.

[67]) Dorothea, I, S. 90.

68) Dorothea, I, S. 91.

69) Literaturarchiv N. F. VII, S. 88.

70) Johannes Alt: Grundlagen und Voraussetzungen der wissenschaftlichen Bearbeitung der deutschsprachigen jüdischen Literatur. In: Forschungen zur Judenfrage, Bd. I. Hamburg 1936. S. 146 f.

71) Körner, S. 20 f.

72) Brief vom 15. Mai 1803; Walzel, S. 511.

73) Siehe den Brief an Schleiermacher vom 10. 3. 1800. Literaturarchiv N. F. VII, S. 42 f.

74) Körner, S. 20 f.

75) Körner, S. 48 ff.

76) Caroline, II, S. 178. In seinem Finanzgebaren war Friedrich am leichtesten anzugreifen. So schrieb Caroline am 6. 3. 1801 an August Wilhelm: „Ich fürchte sehr, daß es mit Friedrichs Bezahlen hart hergehen wird. Er handelt nicht recht in manchen Dingen, so hat er sich von Gabler auch schon auf die Transcendentalphilosophie vorausbezahlen lassen, der noch kein Blatt davon gesehen hat." (Caroline, II, S. 68.) Ein andermal weiß sie August Wilhelm mitzuteilen, daß Friedrich „von Brentano Geld begehrt, der ihm keins geben konnte." (Caroline, II, S. 127.)

77) Caroline, II, S. 267 f.

78) Henriette Herz, S. 114.

79) Galerie von Bildnissen, S. 233.

80) Welcher Vorfall der oben zitierten Äußerung Friedrich Schlegels, die wohl auf einen Bericht Rahels zurückgeht, zugrunde liegt, habe ich nicht ermitteln können. Auf eine irgendwie antisemitische Haltung August Wilhelms dürfen wir daraus wohl kaum schließen.

81) Siehe z. B.: Caroline, I, S. 617 und: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Hg. v. L. Jonas und W. Dilthey. III, S. 92.

82) Landsberg, S. 262.

83) Landsberg, S. 262 f.

84) Landsberg, S. 263.

85) Aus Schleiermachers Leben, III, S. 92.

86) Caroline, I, S. 481.

87) Landsberg, S. 258.

88) Landsberg, S. 307.

89) Schleiermacher berichtet darüber am 30. 5. 1798 an seine Schwester: „Schlegel und die Veit haben zusammen Besorgnisse gebrütet, daß ich gegen jenen und die Herz gegen diese — ihre älteste und unzertrennlichste Freundin — kälter würden." Landsberg, S. 262.

90) Krisenjahre der Frühromantik, I, S. 71.

91) An Reimer am 26. 8. 1807. Körner, S. 98.

92) Walzel, S. 402.

93) Caroline, I, S. 526.

94) H. Lüdecke: Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Frankfurt 1930. S. 118. Dorothea an Schleiermacher: Literaturarchiv N. F. VII, S. 119.

95) Caroline, I, S. 469.

96) Caroline, I, S. 495.

97) Diese Stelle aus einem Brief August Wilhelms ist bezeichnend für einen Teil der geistigen Produktivität dieses Kreises. Sie wurde am 1. 11. 1799 von Jena geschrieben und lautet vollständig: „In ihre Vorschläge wegen der Teufeleien kann ich nicht eingehen. Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältnis mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufeleien der Welt. Etwas gegen Iffland würde nach meinem Verhältnis mit ihm nicht nur feindselig, sondern hinterlistig aussehen. Überdies will ich mir das Theater nicht verschließen. Bei Herder ist es meine Überzeugung, daß der Spaß mit großter Vorsicht angebracht werden muß.

Aber jetzt muß ich Ihnen sagen, daß Sie noch nicht recht eingeteufelt sind, wenn Sie nur auf Bedingungen Teufeleien machen wollen. Das kommt mir vor, wie die Tugend um Lohn üben. Macht Teufeleien auf wen und wie ihr wollt, wir wollen uns herzlich daran ergötzen, und es gibt gewiß Kenner unter uns in diesem Fache, nur verlangt nicht, daß alles gedruckt werden soll. Was kann auch daran so viel liegen? Die besten Leser haben wir doch vor dem Drucke weg." Aus Schleiermachers Leben, III, S. 131 f.

Zum Kapitel
Einfluß des Jüdischen.

[1]) Friedrich Schlegel: Lucinde, S. 202.
[2]) Lucinde, S. 203 f.
[3]) Schleiermacher: Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Hier zitiert nach der zwar gekürzten, aber am leichtesten zugänglichen Ausgabe in der Sammlung „Deutsche Literatur", Reihe Romantik, Bd. 4. Hg. v. Kluckhohn. Leipzig 1931. S. 241.
[4]) Vertraute Briefe, S. 242.
[5]) Lucinde, S. 156.
[6]) Vertraute Briefe, S. 234 u. 239.
[7]) Wilhelm Grau: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden. Hamburg 1935. S. 42.
[8]) Friedrich Schlegel: Jugendschriften, II, S. 200, Lyc. Fragm. 119.
[9]) Lucinde, S. 161.
[10]) Vertraute Briefe, S. 239.
[11]) Lucinde, S. 175.
[12]) Lucinde, S. 175.
[13]) Lucinde, S. 175.
[14]) Lucinde, S. 175.
[15]) Lucinde, S. 175 f.
[16]) Grau, S. 43.
[17]) Grau, S. 44.
[18]) Grau, S. 44.
[19]) Caroline, II, S. 267.
[20]) Fritz Ernst: Die romantische Ironie. Zürich 1915. S. 107.
[21]) Jugendschriften, II, S. 391.
[22]) Jugendschriften, II, S. 392.
[23]) Jugendschriften, II, S. 187. Lyc. Fragm. 37.
[24]) Jugendschriften, I, S. 129.
[25]) Jugendschriften, I, S. 116.
[26]) Jugendschriften, I, S. 89.
[27]) Jugendschriften, I, S. 108 f.
[28]) Jugendschriften, I, S. 130.
[29]) Jugendschriften, I, S. 79.
[30]) Käthe Friedemann: Die romantische Ironie; Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Bd. XIII.
[31]) Käthe Friedemann, S. 275.
[32]) Friedrich Schlegel, Werke. Wien 1846. XV, S. 56.
[33]) Jugendschriften, II, S. 184. Lyc. Fragm. 9.
[34]) Jugendschriften, II, S. 191. Lyc. Fragm. 56.
[35]) Jugendschriften, II, S. 187. Lyc. Fragm. 34.
[36]) Jugendschriften, II, S. 188. Lyc. Fragm. 41.
[37]) Jugendschriften, II, S. 185. Lyc. Fragm. 22.
[38]) Jugendschriften, II, S. 188 f. Lyc. Fragm. 42.
[39]) Deutsche Literatur, Reihe Romantik, Bd. IV, S. 85—106. Hg. v. Kluckhohn.

[40]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 18.
[41]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 21.
[42]) Henrik Steffens: Was ich erlebte. 4. Band. Breslau 1841. S. 302 ff.
[43]) Steffens, IV, S. 313.
[44]) Jugendschriften II, S. 223. Ath. Fragm. 124.
[45]) Jugendschriften II, S. 200. Lyc. Fragm. 115.
[46]) Jugendschriften II, S. 220. Ath. Fragm. 116.

Zum Kapitel
Paris und Köln.

[1]) Über Dorotheas literarische Arbeiten siehe: Franz Deibel, Dorothea Schlegels als Schiftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. Berlin 1905.

[2]) Oskar F. Walzel, in: August Wilhelm und Friedrich Schlegel. In Auswahl herausgegeben von O. F. Walzel; Deutsche Nationalliteratur, Bd. 143. Stuttgart 1892.

[3]) Körner, S. 473; siehe auch S. 481.
[4]) Krisenjahre I, 374 ff., 383 ff., 389 f., 459 f.
[5]) Caroline, II, S. 183.
[6]) Krisenjahre I, S. 71.
[7]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 126 f.
[8]) Dorothea, I, S. 125.
[9]) Dorothea, I, S. 175.
[10]) Dorothea, I, S. 175. — Über oesterreichische Geschichte: Dorothea, I, S. 193 f., über den Plan zur Drucklegung der Philosophie, ebenda S. 219 f.
[11]) Dorothea, I, S. 97.
[12]) Literaturarchiv N. F. VII, S. 124.
[13]) Rudolf Unger: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Berlin 1913. S. 77.
[14]) Dorothea, I, S. 195 f.
[15]) Dorothea, I, S. 224.
[16]) Unger, S. 86.
[17]) Körner, S. 82.
[18]) Dorothea, I, S. 168 f.

Zum Kapitel
Wien und Frankfurt.

[1]) Krisenjahre I, S. 660.
[2]) Krisenjahre I, S. 658 f.
[3]) Walzel, S. 537.
[4]) Walzel, S. 542.
[5]) Walzel, S. 544.
[6]) Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1855. VI. Bd., 2. Hälfte. Beilagen S. 32—46.
[7]) Pertz, S. 37 f.
[8]) Richard Schwemer: Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. (1814—1866). Frankfurt 1910. S. 108.
[9]) Salo Baron: Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß. Wien-Berlin 1920. S. 123 ff.
[10]) Anhang, Beilage I; den Hinweis auf diese Rezension verdanke ich Herrn Dr. Volkmar Eichstädt, Hohen Neuendorf bei Berlin.
[11]) Schwemer, S. 106.
[12]) Jakob Bleyer: Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt a. M. München und Leipzig 1913. S. 17.

[13]) Bleyer, S. 134.
[14]) Walzel, S. 572.
[15]) Bleyer, S. 31.
[16]) Bleyer, S. 139.
[17]) Bleyer, S. 139.
[18]) Siehe: Oesterreichischer Beobachter vom 31. Januar 1816, S. 175 f.
[19]) Siehe Allgemeine Zeitung vom 25. Juni 1816, S. 707 f., abgedruckt im Oesterreichischen Beobachter vom 30. Juni 1816, S. 964; Allgemeine Zeitung vom 29. Juni 1816, S. 724; Allgemeine Zeitung vom 28. Juli 1816, S. 839.
[20]) Siehe z. B.: Allgemeine Zeitung vom 26. Juli 1816, S. 831 f.
[21]) Allgemeine Zeitung vom 2. Mai 1816; Anhang, Beilage V.
[22]) Bleyer, S. 137.
[23]) Anhang, Beilagen III und IV. Die Nachricht über Lübeck: Beilage II.
[24]) Die Kenntnis der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" verdanke ich der freundlichen Mitteilung der Cottaschen Verlagsbuchhandlung, die sie diesem Redaktionsexemplar entnahm.
[25]) Schwemer, S. 282.
[26]) Allgemeine Zeitung Nr. 251, vom 8. Sept. 1819. S. 1004.

Zum Anhang.

[1]) Der Text der einzelnen Beilagen wurde der heutigen Rechtschreibung entsprechend wiedergegeben. Altertümliche Worte und Wortstellungen sind erhalten.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

(Die im Text gebrauchten Abkürzungen sind gesperrt.)

I. Quellen:

Friedrich von Schlegels sämtliche Werke, 15 Bde. Wien 1846. 2. Originalausgabe.

Friedrich Schlegel, 1794—1802. Prosaische Jugendschriften. Herausgegeben von J. Minor. 2 Bde. Wien 1882.

August Wilhelm und Friedrich Schlegel. In Auswahl herausgegeben von O. F. Walzel. Deutsche Nationalliteratur, Bd. 143. Stuttgart 1892.

Friedrich Schlegel: Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen, zusammengestellt und erläutert. Leipzig 1804.

Friedrich v. Schlegels Philosophische Vorlesungen 1804—1806. Aus dem Nachlaß herausgegeben von C. F. Windischmann. 2 Bde. Bonn 1836/37.

Friedrich Schlegel: Lucinde. In der Sammlung: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik, Bd. 4. Leipzig 1931.
1. Ausgabe: „Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel, Berlin 1799."

Friedrich Schlegel: Neue Philosophische Schriften. Herausgegeben und mit einer Einleitung in Schlegels philosophischen Entwicklungsgang versehen von Joseph Körner. Frankfurt a. M. 1935.

Dorothea Veit: Florentin. In der Sammlung: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik, Bd. 7. Leipzig 1933.
1. Ausgabe: „Florentin. Ein Roman hrsg. von Friedrich Schlegel. Erster Band. Lübeck und Leipzig bei Friedrich Bohn 1801."

Friedrich Schleiermacher: Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Teildruck in der Sammlung: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik, Bd. 4. Leipzig 1931.
1. Ausgabe: Berlin 1800. Anonym.

Friedrich Schleiermacher: Versuch einer Theorie des geselligen Betragens. In der Sammlung: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik, Bd. 4. Leipzig 1931.
1. anonymer Druck: „Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks", hrsg. von Rambach und Feßler, 1799, Band I. S. 48—66 und 111 bis 123.

Athenäum, Zeitschrift von August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Berlin 1798—1800. Neudruck, München 1924.

Europa, Zeitschrift von Friedrich Schlegel. Frankfurt a. M. 1803.

Das Deutsche Museum, Zeitschrift von Friedrich Schlegel. Wien 1812 bis 1813.

Concordia, Zeitschrift von Friedrich Schlegel. Wien 1820—1823.

Oesterreichischer Beobachter, Wien 1815—1817.

Allgemeine Zeitung, 1816—1821.

Hamburgischer Unpartheischer Correspondent, Hamburg 1816 bis 1817.

K. A. Varnhagen von Ense: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834.
K. A. Varnhagen von Ense: Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Leipzig 1836.
Henrik Steffens: Was ich erlebte. 4. Bd. Breslau 1841.
G. H. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 7 Bde. Berlin 1849 ff.
J. Fürst: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. 2. Aufl. Berlin 1858.
L. Jonas und W. Dilthey: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 4 Bde. Leipzig 1868.
K. Mendelssohn-Bartholdy: Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Leipzig 1868.
K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3. Aufl. Leipzig 1871.
K. Gödecke: Geschäftsbriefe Schillers. Leipzig 1875.
Urlichs: Briefe an Schiller. Stuttgart 1877.
J. M. Raich: Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Mainz 1880.
J. M. Raich: Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel. Mainz 1881.
J. Minor, E. Schmidt, L. Lier: Briefe von Friedrich Schlegel. Archiv für Literaturgeschichte XV. Leipzig 1887.
O. F. Walzel: Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Berlin 1890.
Jonas: Schillers Briefe. Wien 1894.
Martin Spahn: Ungedruckte Briefe Fr. Schlegels. Hochland II, 1905.
Franz Deibel: Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. Berlin 1905.
M. Rottmanner: Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky. Wien 1907 und 1911. 2 Bde.
W. Bruckmüller: Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels an Professor Wallraf in Köln. „Über dem Wasser“, I, 1908.
Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. Neue Folge. Bd. 6. Briefe von Karl Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher. Berlin 1912.
Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. Neue Folge, Bd. 7. Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Berlin 1913.
Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. Neue Folge, Bd. 8. Briefe A. L. Hülsens, J. B. Vermehrens, und Fritz Weicharts an Friedrich Schleiermacher. Berlin 1913.
Jakob Bleyer: Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Ungedruckte Briefe und Denkschriften. München und Leipzig 1913.
Rudolf Unger: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Berlin 1913.
Hans Landsberg: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Zeit. Weimar 1913.
Wittichen-Salzer: Briefe von und an Friedrich von Gentz. München und Berlin 1913.
Erich Schmidt und Georg Waitz: Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Leipzig 1913.
Ernst Wienecke: Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen. Weimar 1914.
Heinrich Finke: Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818—1820. München 1923.
Josef Körner: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Berlin 1926.

Josef Körner: August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Leipzig 1926.
H. Lüdecke: Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe. Frankfurt a. M. 1930.
Josef Körner: Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. 2 Bde. Berlin 1930.
Josef Körner: Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Brünn, Wien, Leipzig 1936—37. Bisher die beiden Textbände erschienen.

II. Abhandlungen:

K. Th. Heigel: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. I. Bd. Stuttgart 1899.
R. Schwemer: Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. 1814—1866. Frankfurt 1910.
H. v. Srbik: Metternich. 2 Bde. München 1920.
F. Schnabel: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Freiburg i. B. 1929 ff.
K. A. v. Müller: Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Berlin und Leipzig 1927.
F. Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat. 7. Aufl. München und Berlin 1928.
Otto Tschirch: Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des Staates (1795—1806). 2 Bde. Weimar 1933.

Ricarda Huch: Blütezeit der Romantik. Leipzig 1899. Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902.
H. Gschwind: Die ethischen Neuerungen der Frühromantik. Bern 1903.
J. Bobeth: Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911.
O. F. Walzel: Deutsche Romantik. Leipzig 1908.
Marie Joachimi: Weltanschauung der Romantik. Leipzig 1905.
Fritz Ernst: Die romantische Ironie. Zürich 1915.
Käthe Friedemann: Die romantische Ironie; in der Zeitschrift für Ästhetik und allg. Kunstwissenschaft. Bd. XIII.
A. Schier: Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans. Marburg 1913.
R. Haym: Die romantische Schule. 3. Auflage besorgt durch O. F. Walzel. Berlin 1914.
Josef Nadler: Berliner Romantik. 1800—1814. 1921.
P. Kluckhohn: Die deutsche Romantik. Bielefeld und Leipzig 1924.
P. Kluckhohn: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Halle 1922.
Fr. Gundolf (Gundelfinger): Romantiker. 1. Band. Berlin 1930.

J. Rouge: Erläuterungen zu Friedrich Schlegels Lucinde. Halle 1905.
E. Enders: Friedrich Schlegel. Die Quellen seines Wesens und Werdens. Leipzig 1913.
Richard Volpers: Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot. Berlin 1917.
Bernhard Bolle: Friedrich Schlegels Stellung zu Lessing. Diss. Münster 1912.
Johanna Krüger: Friedrich Schlegels Bekehrung zu Lessing. Weimar 1913.
H. Finke: Über Friedrich Schlegel. Freiburg i. B. 1918.
H. Finke: Über Friedrich und Dorothea Schlegel. Köln 1918.
Josef Körner: Neues vom Dichter der „Lucinde". Preußische Jahrbücher. März und April 1921.

Josef Körner: Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1924.
Josef Körner: Friedrich Schlegels Berufskämpfe. Preußische Jahrbücher, Januar 1929.
Otto Mann: Der junge Friedrich Schlegel. Eine Analyse von Existenz und Werk. Berlin 1932.
Otto Rothermel: Friedrich Schlegel und Fichte. Gießen 1934.
Ludwig Geiger: Geschichte der Juden in Berlin. Berlin 1871.
H. Graetz: Geschichte der Juden. Bd. XI. 2. Aufl. 1900.
Ludwig Geiger: Dorothea Veit-Schlegel. Deutsche Rundschau 40, 10; Juli 1914.
S. Wininger: Große jüdische Nationalbiographie. 7 Bde. Cernauti 1925 bis 1936.
S. Baron: Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß. Wien und Berlin 1920.
Jüdisches Lexikon. 5 Bde. Berlin 1927—30.
Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1928 ff.
W. Grau: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden. Hamburg 1935.
Johannes Alt: Grundlagen und Voraussetzungen der wissenschaftlichen Bearbeitung der deutschsprachigen jüdischen Literatur. In: Forschungen zur Judenfrage, Bd. I. Hamburg 1936.
Ernst Graf zu Reventlow: Judas Kampf und Niederlage in Deutschland. 150 Jahre Judenfrage. Berlin 1937.
Eugen Wolbe: Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg. Berlin 1937.

Lebenslauf.

Ich wurde am 5. 7. 1913 zu Wanne-Eickel in Westfalen geboren. Nach vierjähriger Volksschulzeit bezog ich Ostern 1923 das Reformrealgymnasium meines Heimatorts, an dem ich dann auch am 10. März 1933 die Reifeprüfung ablegte.

Anschließend begab ich mich zum Arbeitsdienst nach Ostpreußen. Im Wintersemester 1933/34 ließ ich mich an der Universität Köln einschreiben und belegte in den Fächern: Geschichte, Deutsche Philologie, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Geographie und Philosophie und hörte die Professoren: Bertram, Hasebrock, Hessen, Kallen, von der Leyen, Raederscheidt, Spahn, Thorbecke, Witte und Ziekursch und die Dozenten: Bäcker, Barthel, Busch, Eberwein, Förster, Heiß, Schmidt und Schmidt-Bückeburg, dann die wehrwissenschaftlichen Vorträge von Oberstleutnant Kitzinger und die staatspolitischen Vorlesungen von Staatsrat Börger.

Im Sommersemester 1935 bezog ich die Universität München. Vorlesungen und Übungen belegte ich hier in den Fächern: Geschichte, Deutsche Philologie, neuere Literaturgeschichte, Kunstgeschichte und Zeitungswissenschaft. Ich hörte bei den Professoren: Karl Alexander von Müller, Vorcherdt, Buchner, d'Ester, Gierach, Jantzen, Kehrer und Max Spindler und den Dozenten: Crämer, Evers, Gallinger, v. Kloeber, v. Pölnitz und Rehm; ebenso bei dem Lektor für Spanisch de Olea.

Das Thema meiner Dissertation erhielt ich von Herrn Professor Dr. Karl Alexander von Müller, dem ich an dieser Stelle für seinen bereitwilligen Rat und seine Hinweise meinen herzlichsten Dank aussprechen möchte.